

In Amerika bei B. HERDER, 17 South Broadway, St. Louis, Mo.



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 3.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$1.75 postfrei.

März 1887.

Inhalt: Die Moraves am Sambesi — Der Kongo einst und jetzt. (Fortsetzung.) — Im Himalaya. (Schluß.) — Nachrichten aus den Missionen: China; Afrika; Nordamerika. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Der Gefangene des Korfaren. (Fortsetzung.)

Die Moraves am Sambesi.

(Mitgetheilt von P. Stephan Zimmermann S. J., Missionär am Sambesi.)

In früheren Zeiten, um das Jahr 1560, bildete fast das ganze Stromgebiet des Sambesi ein einziges Reich, welches unter dem Namen Monomatapa oder Nanamatapa in der Geschichte Afrika's bekannt ist. P. João dos Santos schreibt in seinem berühmten Werke „Ethiopia orientale“ über dieses Reich: „Das Land Monomatapa, zu welchem sehr viele Provinzen und Völker gehörten, theilte sich später in vier von einander getrennte Länder, in das heutige Monomatapa, das Reich Quiteve, Sedanda und Chicanga. Da nämlich der letzte Herrscher sich unfähig sah, das ganze Reich allein zu beherrschen, theilte er sich mit seinen drei Söhnen in die Herrschaft. Der älteste, Quiteve, erhielt das Ufergebiet von Sofala. Der zweite, Sedanda, bekam das Land, welches vom Sabia begrenzt ist. Chicanga, der jüngste, bekam das Land von Manica, welches ehemals reich an Goldgruben war. Nach dem Tode ihres Vaters erklärten die Söhne ihre Unabhängigkeit von einander und trennten so für immer das große Reich. Seit dieser Trennung herrschten unter den einzelnen Stämmen fortwährend Kriege und Zwistigkeiten.“

Die Völker, welche auf dem linken Ufer des Sambesi wohnen, waren dem Herrscher von Monomatapa tributpflichtig. Sie zerfallen in mehrere Stämme: die Moraves, Muzimba, Utonga, Uachana, Uapimbi, Uarunda, Uabiti, Uassenga, Uarenga, Uanzua (Bewohner von Zumbo), Uanhungue (Bewohner von Tete) und mehrere andere.

Trotz dieser Stammesverschiedenheit sind die Sitten und Gebräuche der einzelnen Völker sehr ähnlich; kennt man einmal

die Gewohnheiten eines Stammes, so läßt sich daraus leicht auf jene der übrigen schließen. So will ich hier nur auf die Gebräuche der Moraves etwas näher eingehen. Dieser mächtige Negerstamm, dessen Gebiet sich früher bis zum Nianzas-See erstreckte, wohnt auf dem linken Ufer des Sambesi. Wie alle übrigen Stämme steht auch er unter einem eigenen Häuptlinge, „Unde“, dem noch ein Rath zur Seite gegeben ist. Jede Gemeinde hat außerdem noch einen eigenen Vorsteher, „Zumbo“, welcher dem Bezirksvorsteher, „Mambo“, untersteht. Ueber alle gebietet als absoluter Herr der Unde. Die Waffen der Moraves sind der Bogen (uta), die Lanze (dipa), Pfeile (misore) und Messer (chissu). Die Kleidung besteht aus Thierfellen oder faseriger Baumrinde; andere Stoffe sind ebenso gesucht bei ihnen, doch können sie sich dieselben nicht so leicht verschaffen. Wie die Neger überhaupt, so sind auch die Moraves sehr abergläubisch. Keinen Tag beginnen sie, ohne den Talisman (magono) bei sich zu haben, und bei allen Ereignissen nehmen sie ihre Zuflucht sofort zu den Medizinmännern und Zauberern. Ohne den Kriegsschweif wagt es kein Häuptling in der Schlacht, sich vor dem Feinde zu zeigen. Dieses Palladium wird von einem eigenen Zauberer aus dem Schwanz einer Antilope gefertigt und mit mancherlei Zaubermitteln versehen.

In Wohnung und Nahrung sind die Moraves sehr einfach. Gekochter Reis bildet gewöhnlich die einzige Mahlzeit vor Eintritt der Nacht. Einige Abwechslung auf dem Küchentisch bringen kleine in Asche gebackene Bröbchen. Zu ihrer Bereitung machen die Neger einen Teig (sina) aus zerstoßenem Reis oder aus an-

deren Früchten. Außerdem gibt es noch rohe oder gekochte Kräuter, Fische und Wild, je nachdem Rebe oder Bogen etwas einbringen. Das Fleisch genießen die Schwarzen meist in einem bereits sehr „fortgeschrittenen“ Zustande, weil es da nach ihrem Geschmack am weichsten ist. Zur Erntezeit bereiten die Neger das berauschende Bier „Badua oder Bombé“, dem Männer, Weiber und Kinder tüchtig zusprechen. Da die Schwarzen während des ganzen Jahres eine besondere Vorliebe für Bombé zeigen, sind die „Brauerien“ in fortwährender Thätigkeit. Die Bereitung geht übrigens sehr einfach vor sich, und daher ist jeder Einzelne „Brauer“ für seine Hütte. Man weicht eine bestimmte Menge Mais oder Reis in Wasser und läßt sie so zwei Tage stehen. Hierauf wird der Reis herausgenommen und abermals zwei Tage in einem Gefäß unter Laub aufbewahrt. Während dieser Zeit beginnt das Fruchtkorn zu treiben, worauf es zu einem Teig zerstoßen und mit älterem Reis- oder Maismehl versetzt wird. Das Ganze wird nun mit Wasser begossen, der Gährung überlassen und das berauschende Bier, das Lieblingsgetränk der Neger, ist fertig. Die Wohnungen der Moraves sind, wie oben gesagt wurde, sehr einfach. Sie sind rund nach Art der Windmühlen in Ungarn, aber bedeutend kleiner. Beim Baue befestigen die Neger in einem Kreise Pfähle im Boden; mit Bast verbundenen Schilf bildet das Dach. Jede Hütte (nhumba) hat an zwei gegenüberliegenden Seiten eine Thüre. Dieß aus einem sehr wichtigen strategischen Grunde. Im Falle einer feindlichen Ueberrumpelung nämlich ist durch den einen Ausgang die Flucht gesichert. In der Mitte der Hütte befindet sich eine Erderhöhung, die als Herd dient, auf welchem beständig ein Feuer unterhalten wird, das man nur ausnahmsweise erlöschen läßt. Eine Schilfmatte (jumba) auf dem Boden dient als Tisch, Stuhl und Bett zugleich. Ein irdener Krug, in welchem die Negerinnen Wasser holen, eine Kürbissflasche, die als Trinkgefäß dient (mucombo), ein hölzerner Mörser aus einem Baumkloze, zum Zerstoßen des Mais und anderer getrockneter Früchte, ferner zwei hölzerne Schüsseln, aus denen alle gemeinsam mit den Fingern essen, vervollständigen den Hausrath einer Negerfamilie. An der Wand hängen die Waffen, Bogen, Pfeile und Lanze (assagai). Zu dieser einfachen Einrichtung kommt noch die große Trommel. Sie besteht aus einem ausgehöhlten Baumstamme, über dessen eines Ende ein Thierfell gespannt ist.

Die Trommel spielt bei allen freudigen und traurigen Ereignissen eine wichtige Rolle. Sie verkündet die Geburt eines Kindes, sie dient als Trauerinstrument beim Tode eines Negers, und zwar nicht bloß einmal, sondern Tage und Wochen lang, bis die Trauer über den Verstorbenen vorüber ist. Wie die Trommel im Frieden dem Neger zum Tanze aufspielt, so muß ihr Ton im Kriege Muth und Begeisterung einflößen.

Zum Baue seiner Hütte braucht der Schwarze nur 3—4 Tage. Die Leichtigkeit, mit welcher die Neger ihre Wohnungen errichten, trägt sehr viel dazu bei, daß sie dieselben auch ebenso leicht verlassen und nach einer andern Gegend wandern. Jedes geringe ungünstige Ereigniß genügt, um den Schwarzen zur Aenderung seines Wohnortes zu bewegen. Auch hierbei nehmen die Neger zum Aberglauben ihre Zuflucht. Um nämlich sicher zu wissen, ob sie wegen eines Unfalles die Hütte verlassen und wandern sollen, stellen die Neger während eines Tages und einer Nacht etwas Mehl in einer Schüssel unter einen Baum. Findet man nach Verlauf dieser Zeit das Mehl von Ameisen oder Käfern unberührt, so wird das als ein gutes Zeichen an-

gesehen und der Plan kann ruhig ausgeführt werden. Ist aber das Mehl von Insecten aufgezehrt, dann hat der Neger an dem neuen Orte nichts Gutes zu erwarten. Da die Hütten als werthlos betrachtet werden, ist von einem Kaufe oder Verkaufe natürlich keine Rede.

Die Ehen werden bei den Moraves auf folgende Weise geschlossen. Hat der junge Mann den Entschluß zur Heirath gefaßt, so sucht er eine günstige Gelegenheit, um seinen zukünftigen Schwiegervater zu sprechen. Beide vereinbaren nun mit einander den Preis der Braut, der je nach Ort und Personenverhältnissen sehr verschieden ist. Bei Wohlhabenderen besteht er in acht bis zehn Kindern, bei Armeren in Mais, Reis, Baumwolle, Muscheln u. dgl. Zuweilen geschieht es sogar, daß der zahlungsunfähige Bräutigam seine Braut auf Credit erhält. In diesem Falle kann er allerdings der Frau nur theilweise befehlen, da diese erst in seinen vollen Besitz übergeht, wenn die ganze Kauffumme erlegt ist. Wenn Schwiegervater und Bräutigam wegen des Kaufpreises einig sind, wird der Tag zur Uebnahme der Braut bestimmt. Im Hause des Vaters der Braut wird ein großes Festessen bereitet, und die Neger thun sich an Ziegen- oder Hühnerfleisch, an Reis und vor allem an dem beliebten Bombé gütlich. Jetzt ist der Mann unumschränkter Herr seines Weibes, und zwar so sehr, daß er die Frau sogar verkaufen kann, nur mit der Einschränkung, daß dem Schwiegervater das erste Recht zum Rückkaufe seiner Tochter gewahrt bleibt. Der Mann ist vollständiger Herr seiner Familie, aber auch als solcher haft- und strafbar für jedes seiner Angehörigen. Begeht der Sohn ein Verbrechen, so wird nicht er, sondern der Vater zur Verantwortung gezogen, wofür dieser hinwiederum seine Angehörigen verkaufen, ja selbst ohne Mündung tödten kann. Die Vielweiberei ist bei den Negern nicht bloß erlaubt, vielmehr steht sie bei denselben in großem Ansehen. Je nach der Anzahl der Weiber, welche einer sich kaufen kann, gilt er als reicher, angesehener Mann. Mit der Menge der Weiber steigt aber nicht nur das Ansehen des Negers, sondern es bessert sich auch seine Lage, da den Frauen allein die ganze Arbeit mit der Sorge für den Unterhalt der Familie obliegt. Die einzige Beschäftigung des Mannes ist der Bau der Hütte, Verfertigung der Waffen, Jagd und Fischfang. Da das Weib aber gekauft werden muß, begnügen sich die armen Neger alle mit einem Weibe, und die Vielweiberei ist hier in Afrika, wie auch anderswo, nur bei den Reichen gebräuchlich. Bei der Geburt eines Morave-Negers finden keine besonderen Feierlichkeiten statt. Das Kind erhält gewöhnlich den Namen jenes Gegenstandes, auf den die Mutter nach der Geburt zuerst ihren Blick richtet.

Sonderlich sorgsame Pflege beanspruchen die Negerkinder nicht. Nach der Geburt liegen sie still und ruhig am Boden, welcher ihre Wiege ist. Kurze Zeit nach ihrer Geburt zeigen die Kinder ein äußerst gewektes Aussehen, das sich in den Jahren der Kindheit immer steigert und den Kleinen bald eine gewisse Selbstständigkeit im Handeln und Benehmen verleiht. Im 10.—12. Jahre jedoch kommt die geistige Entwicklung der Neger in's Stocken, es tritt gleichsam eine Aenderung ein. Das kluge, intelligente Aussehen macht allmählich einer gewissen geistigen Trägheit Platz, die sich im Denken und Handeln des Negers kundgibt. Mit wenigen Ausnahmen sind die Schwarzen sehr begriffsarm und langsam im Auffassen. Sehr leicht vergessen sie, was man ihnen sagt, und es bedarf vieler Ermahnungen, bis man sie zu einer Handlung bestimmen kann. Ihr

ganzes Leben lang bleiben sie sozusagen kleine Kinder, welche sich um Vergangenheit und Zukunft wenig kümmern, deren Sinnen und Trachten einzig und allein auf die Gegenwart gerichtet ist.

Beim Tode eines Morave-Negers versammeln sich die Verwandten und Freunde des Verstorbenen in dessen Hütte zu Trauergefang und Trauermusik. Bis der Leichnam bestattet ist, ertönt in einem fort der dumpfe Ton der großen Trommel. Der Todte wird entweder in der eigenen Hütte, in einem Winkel der Nhumba oder auf einem gemeinsamen Begräbnisplatze beigesetzt.

Die Begräbnisfeierlichkeit besteht in Folgendem. Die Frau des Verstorbenen oder dessen nächste Verwandten bereiten am Tage des Begräbnisses viele Speisen und Pombé. Darauf werden Waffen und alles, dessen der Verstorbene mit besonderer Vorliebe sich bediente, zusammengebracht, mit der Leiche in einen geflochtenen Rohrfarg gelegt, welcher dann in die Erde versenkt wird. Am achten Tage nach der Beerdigung werden abermals Speise und Trank auf das Grab des Todten gestellt, damit sich seine Seele daran labt. Die Trauer um einen Verstorbenen dauert oft Monate lang. Während dieser Zeit muß die Frau täglich ein eintöniges Klagelied singen und zum Zeichen ihres Schmerzes ein zwei Finger breites weißes Band oder gebleichten Bast um die Stirne tragen. Stirbt ein Häuptling, so trauern alle Unterthanen in gleicher Weise. Von allen Seiten hört man das klagende tam tam der Trommeln. Da ein Häuptling oft erst lange Zeit nach dem Tode beerdigt wird, ist die Leiche meistens zur Zeit des Begräbnisses so vollständig verwest, daß nur noch die Gebeine übrig sind. Vom Tode des alten bis zur Wahl eines neuen Häuptlings, welche erst nach der Beerdigung des Verstorbenen vorgenommen wird, fehlt jede Regierung. In gänzlicher Zügellosigkeit stehen und morben die Neger ohne Furcht vor Verantwortung und Strafe. Zur Zeit einer solchen Zwischenherrschaft ist es für fremde Kaufleute und Afrika-Reisende sehr gefährlich, sich auf das Gebiet eines herrscherlosen Stammes zu wagen, da sie gewöhnlich ihrer Habe beraubt und arg mißhandelt werden. Die Greise stehen bei den Moraves in hoher Achtung, doch nicht sowohl wegen der

Ehrfurcht, die man ihnen zollt, als vielmehr aus abergläubischer Furcht, sie seien Zauberer; denn der Neger ist überzeugt, ohne Zauberei bringe man es nicht zu einem hohen Alter.

Die Religion dieser Schwarzen ist höchst unvollkommen und abergläubisch. Sie kennen zwar ein höchstes Wesen, Murungu, kümmern sich aber nicht im Geringsten um dasselbe. Götzenbilder oder Tempel für gemeinsame Gebete haben sie nicht. Sonne, Mond und Sterne halten die Schwarzen in hohen Ehren, da sie dieselben als Ausfluß der Gottheit betrachten. Wie die Neger überhaupt, so haben auch die Moraves ihre bestimmten Zauberer (chissumpo), die mit den Muzimo, d. h. mit den Seelen der Verstorbenen, in enger Verbindung und fortwährender Unterredung stehen. Ganz eigenthümliche Vorstellungen haben diese Neger über den Ursprung des Menschengeschlechtes. Sie glauben, Gott habe alle Menschen schwarz erschaffen. Anfangs saßen alle im Mittelpunkt der Erde; als sie sich jedoch theilten, mußten alle zuerst durch einen großen Fluß waten, um sich rein zu waschen, bevor sie an den neuen Ort ihrer Bestimmung gelangten. Zum Unglücke waren nun die Voreltern der Neger dem Schläfe sehr ergeben, eilten daher nicht sogleich zum Flusse und an den Ort ihrer Bestimmung, sondern schliefen ruhig weiter. Als sie erwachten, sahen sie, daß sich alle Uebrigen schon jenseits des Flusses befanden und von dem Wasser rein und weiß waren. Nun eilten sie ebenfalls zum Strome, sahen jedoch zu ihrem Schrecken, daß sein Bett bereits ausgetrocknet war und kaum noch einige Wasserpfützen enthielt. In ihrer großen Eile stolpten sie und fielen in die Lachen, wobei ihre Hände und Fußsohlen beneßt und dadurch etwas heller gefärbt wurden.

Wie bei den Moraves finden sich auch bei anderen Stämmen am Sambesi und in Süd-Afrika gleiche oder doch sehr verwandte Sitten und Gewohnheiten. Alle haben in Glaubenssagen ein Körnchen Wahrheit unter der Fülle des Irrthums. Die ursprüngliche Tradition ist durch Sagen entstellt, und das Licht des wahren Glaubens, welches in früheren Zeiten vielleicht hier geleuchtet, verdeckt und verbunkelt durch den Nebelschleier thörichter, kindischer Fabeln.

Der Kongo einst und jetzt.

(Fortsetzung.)

5. Die Anfänge der alten Kongomission.

Wie wir bereits erzählten, wurden die Kongoneger, welche Diego Caõ von seiner Entdeckungsfahrt mit sich nach Lissabon zurückgebracht hatte, im Christenthume unterrichtet und feierlich getauft. König Johann II. schickte sie schon im Jahre 1489 nach ihrer fernen Heimath zurück, damit sie daselbst als Dolmetscher dem P. Johannes von St. Maria und mehreren andern Dominikanermissionären behülflich seien, welche sich sofort aufmachten, dem neuentdeckten Reiche das Licht des Evangeliums zu bringen. Die kleine Flotte von drei Schiffen erreichte glücklich die Mündung des Kongo; am südlichen Ufer, im Gebiete von Songo, betrat man das apostolische Arbeitsfeld.

Man kann sich denken, daß die Erzählung der Kongoneger, welche die weite Seereise mitgemacht hatten, auf ihre Landsleute einen gewaltigen Eindruck hervorbringen mußte. Was ihnen von Lissabon und seiner Königspracht berichtet und durch nie gesehene Geschenke glaublich gemacht wurde, diente auch dazu, ihr

Herz zur Annahme des neuen Glaubens an die Erlösung durch Jesus Christus und an die Herrlichkeit des Himmels vorzubereiten, und so ist es nicht überraschend, daß die Predigt Anfangs auf keinerlei Hindernisse stieß. Der Mani oder Häuptling von Songo, ein Greis Namens Mani-Sons, bat um die Taufe und erhielt in derselben den Namen Manoel; sein Sohn folgte diesem Beispiele und wurde Antonio getauft. 25 000 Neger sollen dieser feierlichen Taufe beigewohnt haben. Nzinga-a-Cuu, das Oberhaupt des Kongoreiches, der in Banza oder Ambasse-Kongo, „etwa 50 Stunden vom Meere“, sagt der alte Bericht, herrschte, nahm die Bekehrung seines Neffen von Songo gut auf. Als Nuy de Sousa, der Befehlshaber der kleinen portugiesischen Flotte, ihm seinen Besuch abtattete, empfing er die weißen Fremdlinge auf einem elfenbeinernen, kunstreich gearbeiteten Stuhle wie auf einem Throne sitzend. Vom Gürtel abwärts war er in ein Stück himmelblauen Damast gehüllt, vielleicht ein Geschenk der Portugiesen; der Oberleib war bloß, am linken Arme trug er einen Kupferring, über die Schultern

flatterte ein Roßschweif, das Abzeichen seiner Würde, und auf dem Haupte trug er eine hohe, so geschickt aus Palmblättern geflochtene Mütze, daß das Gesicht zierliche Muster zeigte. Er erlaubte nicht nur den Missionären, eine Kirche zu bauen, sondern nahm auch selbst das Christenthum an, ließ im ganzen Reiche die Zerstörung der Fetischbilder befehlen und bat um die Taufe. Mehr als 100 000 Neger sollen im Jahre 1491 der feierlichen Handlung beigewohnt haben. (Vgl. Abbildung S. 53.) Er erhielt den Namen Johann, seine Frau den Namen Eleonora zu Ehren des Königs und der Königin von Portugal. Gleich nach der Taufe zog er an der Spitze eines Heeres, dessen Stärke auf 80 000 Mann angegeben wird, gegen einen Nachbarstaat und kehrte als Sieger zurück. Beim Kirchenbau ging er sowohl als die Königin dem Volke mit gutem Beispiele voran, indem sie Steine und Sand auf ihren Schultern zum Bauplätze trugen. Auch sein ältester Sohn wurde getauft und erhielt den Namen Alphons; der zweite Sohn aber, Panso-Aquitimo, wollte von dem Glauben der Fremdlinge nichts wissen, und einer Nachricht zufolge wäre auch der König selbst später wieder vom Christenthume abgefallen, weil dasselbe ihm die Vielweiberei nicht gestattete. Zwischen den beiden Brüdern kam es nach des Vaters Tode zum Erbfolgekriege. Der Heide unterlag, obgleich er die Wehrheit der Unterthanen für sich hatte, im Kampfe gegen die christlichen Neger und die Portugiesen und verlor sein Leben. Alphons trat nun mit Eifer für die Ausbreitung der katholischen Religion und die Ausrottung des Fetischdienstes auf. Seine zwei Söhne, einige seiner Enkel und mehrere Kinder der Häuptlinge sandte er nach Portugal, damit sie daselbst in der katholischen Religion gründlich unterrichtet würden. Die jungen Neger wurden am Hofe zu Lissabon auf das Freundlichste empfangen; sie zeigten sich so bildungsfähig, daß zwei derselben später nicht nur die Priester-, sondern sogar die Bischofsweihe erhielten.

König Emanuel von Portugal ließ sich die Kongomission ganz besonders angelegen sein. Von 1505–1512 gingen fast jährlich Schiffe nach dem Kongo und brachten Missionäre, meist muthige Söhne des hl. Franziskus. Eine besonders zahlreiche Schaar verließ 1521 Portugal: 5 Dominikaner, 5 Franziskaner, 5 Augustiner und mehrere Weltpriester. Der König stattete die Mission mit mehreren Messgewändern und Kirchengeräthen aus. Die Sendboten vertheilten sich über das ganze Land und spendeten in verhältnißmäßig kurzer Zeit so vielen die hl. Taufe, daß beim Tode des guten Königs Alphons im Jahre 1525 ein großer Theil seiner Unterthanen die christliche Religion angenommen hatte. Die katholische Kirche schien nun so weit begründet, daß der Bischof der Insel St. Thomas (im Golfe von Guinea), dessen Sprengel das Kongoreich zugetheilt war, unter dem Nachfolger Alphons', Dom Pedro, den Titel eines Bischofs von Kongo annahm und seinen Sitz nach San Salvador verlegte. Er nahm Besitz von seiner Kathedrale, errichtete ein Kapitel von 28 Domherren, mehreren Vikarien u. s. w., stattete die Kirche mit Glocken und einer Orgel aus, gründete einen Sängerkhor und that überhaupt viel für die Würde und den Glanz des Gottesdienstes. Leider wurde dieser erste Bischof viel zu früh seiner Herde durch den Tod entzissen. Zu seinem Nachfolger war einer jener Prinzen von Kongo ausersehen, welche in Portugal erzogen worden waren. Derselbe war nach Rom gekommen und der Papst selbst hatte ihn geprüft und würdig befunden. Er weihte ihn also zum Bischof und sandte ihn nach seiner fernen Heimath. Der junge Negerbischof starb

aber sehr zum Nachtheile der Kirche am Kongo auf der Reise. Denn nun blieb der bischöfliche Stuhl längere Zeit verwaist, und als derselbe endlich mit einem sittenstrengen und heiligenmässigen Bischofe wieder besetzt wurde, hatten sich leider große Mißbräuche selbst unter einem Theile des Clerus gebildet, so daß es nöthig war, einige Widerspenstige nach Portugal zurückzusenden. Diese Wirren schädigten natürlich die Mission in trauriger Weise. Dennoch wuchs die Zahl der Getauften mit jedem Jahre, so daß Johann III. von Portugal 1533 dem Papste Clemens VII. melden konnte, ganz Kongo sei katholisch.

Die Zahl der Missionäre wurde aber jetzt mit jedem Jahre unzureichender. So sah sich der König von Portugal um neue Kräfte um, und auf seine Witten sandte der hl. Ignatius im Jahre 1547 einige seiner Söhne an den Kongo. P. Vaz war der Obere der kleinen Schaar; die PP. Ribera, Diaz und Sovoral begleiteten ihn. Eine Schule wurde in San Salvador gegründet; in kurzer Zeit konnten die Patres melden, daß sie über 5000 Tausen gesendet hatten. P. Vaz baute 3 Kirchen. Allein derselbe erlag seinen Anstrengungen, und zwei seiner Gefährten, die PP. Diaz und Ribera, wurden vom hl. Ignatius abberufen, weil sie dem neuen Kongokönige, Alvaro I. (1542–1587), nicht genehm waren. Dieselben sollen die Macht der Portugiesen zu sehr befördert haben, auf welche Alvaro immer eifersüchtiger wurde. Aber auch ihre Nachfolger konnten das Vertrauen des Negerkönigs nicht gewinnen, da sie sich seinen bösen Lüsten widersetzen, und sahen sich im Jahre 1555 gezwungen, den Staub von ihren Füßen zu schütteln und zeitweilig das Kongoreich zu verlassen. In dem benachbarten Angola fanden sie bald ein dankbareres Arbeitsfeld. Von 1554–1592 finden sich 8 Bischöfe von San Salvador. 1592 wurde Angola mit dem Bisthum Kongo vereinigt und der Sitz des Bischofs von San Salvador nach St. Paul von Loanda verlegt. Der portugiesische Handel wandte sich zu Ende des 16. Jahrhunderts anderen Gegenden zu; infolge davon wurde die Verbindung mit Portugal immer looser. Auch war es gerade damals, wo die katholischen Missionen in Indien, Hinterindien, auf den Molukken, in Japan und China und ganz Südamerika, Westindien und Mexiko ausblühten, unmöglich, dem Kongoreiche die genügende Zahl von Missionären zuzusenden. Schon 1587 befanden sich im ganzen Kongoreiche nur 12 Priester, denen die Seelsorge in mehreren tausend Ortschaften oblag. Strapazen und Fieber rissen jedes Jahr lassende Lücken in die Schaar der Missionäre. Umsonst bat Alvaro II. im Jahre 1608 in Rom um Missionäre. Erst 1640 fand der Papst die gesuchte Hülfe, indem er dem Kapuzinerorden die Mission am Kongo übertrug. Von der Thätigkeit der ehrwürdigen Väter liegen uns ausführlichere Berichte vor¹, denen wir die folgenden Züge entnehmen.

6. Die Kapuziner am Kongo.

Die ersten Kapuziner, welche nach dem fernen Kongo aufbrachen, waren 6 Italiener, 4 Priester und 2 Laienbrüder. Einer der Laienbrüder, Bruder Franz von Pampelona, hatte früher als General in den spanischen Armeen gedient. Erst im Jahre 1645 fanden die Missionäre in Lissabon eine Gelegenheit nach der Kongomündung. Glücklicherweise erreichten sie ihr Ziel. Nach kurzem Aufenthalte in Songo fuhren sie den Strom aufwärts und landeten in dem ziemlich volkreichen

¹ Geist des hl. Franziskus Seraphikus, dargestellt in Lebensbildern aus der Geschichte des Kapuziner-Ordens von P. Augustin M. Jg. Bd. I. S. 266 ff.

Städtchen Pinda. Dasselbst wurden die härtigen Missionäre mit dem rauhen Orbensgewande von den Negern mit Staunen und Freude aufgenommen. Auch sie freuten sich und zogen nach der Missionkirche, die schon lange verwaist gestanden haben mochte; sie fanden in derselben Bilder der hl. Jungfrau und des hl. Franziskus, welche von den alten Franziskanermissionären herstammten, deren Erbe die Kapuziner jetzt übernahmen. P. Bonaventura von Alesso, der Obere der kleinen Schaar, stimmte feierlich das Te Deum an und eröffnete damit die Missionsthätigkeit.

Vieles fanden die Patres verwildert durch Kriege, durch innere Spaltungen, durch den immer mehr um sich greifenden Sklavenhandel, durch den traurigen Priester-mangel, infolge dessen zahlreiche Gemeinden seit Menschengedenken verlassen waren; aber ganz war selbst in diesen Orten das Christenthum nicht erstickt. Die Missionäre hätten sonst unmöglich kaum einen Monat nach ihrer Ankunft, am 4. Juni 1645, das Pfingstfest also feiern können, wie es uns P. Alg nach einem alten Berichte beschreibt:

„Als sich die Väter (am Tage vor Pfingsten) in die Kirche begaben, da fanden sie die Räume bereits gedrängt voll, und immer noch strömten die Mohren von allen Seiten in großer Menge herbei. Deshalb ließen die Väter in aller Eile die heiligen Bilder, die Kirchengeräthe und den Altar hinaustragen in's Freie und in der Nähe eines frischen Brunnquells aufrichten, und als nun alles fertig war, zogen sie in ihren priesterlichen Gewän-

dern in feierlichem Zuge zu dem Brunnen, wo P. Bonaventura von Alesso, der Superior der Mission, die feierliche Wasserweihe mit Absingung der heiligen Prophetien und der Allerheiligen-Litanei vornahm. Sodann wandte er sich an das zahlreich versammelte Volk und erklärte ihm in portugiesischer Sprache, welche in dieser am Meere gelegenen und von vielen Handelsleuten besuchten Gegend ziemlich bekannt war, die Bedeutung der heiligen Ceremonien und die Geheimnisse des Taufsacramentes. Und wie einstens am ersten Pfingstfeste die schlichten

Worte des Apostelfürsten so wunderbaren Erfolg hatten, so machten auch jetzt durch die nämliche Kraft des heiligen Geistes die von einem Dolmetsch wiederholten Worte des Kapuziners einen ergreifenden Eindruck auf die schwarzen Zuhörer. Begierig nach dem Heilswasser, von dessen wunderbarer Wirkung sie so Erstaunliches gehört hatten, drängten sie sich zu dem Taufbrunnen, und die Väter hatten die unbefchreibliche Freude, viele noch am selben Tage, im Laufe der heiligen Woche aber 1500 Mohren taufen zu können. Doch nicht bloß die heilige Taufe

spendeten sie. Es erwachte beim Anblick der frommen Brüder und unter der Feier der gnadenreichen Geheimnisse in den zahlreichen bereits getauften, aber leider in den heidnischen Aberglauben oder doch in die heidnischen Laster zurückgefallenen Negern die Reue; das göttliche Feuer des vom Himmel herabsteigenden heiligen Geistes entzündete in den Herzen der armen Sünder mächtig die Sehnsucht nach dem verlorenen Seelenfrieden, und zahlreicher als zum Taufbrunnen drängten sie sich jetzt zum heiligen Bußgerichte. Es war rührend, wie diese Neger in portugiesischer Sprache oder mit Hilfe eines Dolmetschers unter starkem Brustklopfen, ja unter Thränen und Seufzern ihre Verirrungen bekannten. Die Väter konnten der großen Zahl kaum Genüge leisten; denn es wollten alle noch gereinigt werden für das hochheilige Pfingstfest. Am Feste selbst hörten die Patres vom frühesten Morgen an noch die Beichte der Christen, und wie nun endlich das heilige Ant



Die Taufe des Königs von Kongo.
(Nach einem alten Kupfer aus Dapper.)

begann und in feierlicher Weise der Vater Superior, umgeben von seinen Mitbrüdern, die heiligen Geheimnisse vollbrachte, o wer beschreibt da das Erhebende, das Großartige dieser ersten Pfingstfeier, welche die Kapuziner auf afrikanischem Boden begingen! In lautloser Stille umstanden Tausende von Negern den Altar. Es fühlten selbst die noch heidnischen Naturmenschen den großen, unbegreiflichen und doch geahnten Unterschied zwischen dieser heiligen Opferfeier und ihrem lasterhaften Gözendienste. Von unwiderstehlicher Macht ergriffen, beugten

auch sie das Knie, als sie ihre christlichen Genossen bei der heiligen Wandlung sich auf den Boden werfen sahen, und wie nun der feierliche Act der heiligen Communion begann und die Neger zu Hunderten vortraten, aus den Händen des Priesters das reinste Lamm Gottes zu empfangen, und ihr Antlitz wiederstrahlte von einer Freude, die gar seltsam abstach gegen die wilde Sinnenlust beim heidnischen Opfermahl — da ward so manches götzendienersche Herz ergriffen von Sehnsucht nach diesem himmlischen Mahle, und nicht wenige eilten nach beendigter Feier hin, die Lehre des Heils von den Missionären zu empfangen, um auch recht bald an den seligen Freuden ihrer christlichen Mitbrüder theilnehmen zu können.“

So feierten die Kapuziner das Pfingstfest und nicht minder glänzend gleich darauf das Fronleichnamfest, „wobei sie die Kirche, einen schlichten Bau aus Lehmwänden, mit lieblichem Grün und buntfarbigem Blumen schmückten und den Hochaltar mit Laubwerk und Kränzen in einen herrlichen Thron verwandelten, auf welchem im Glanze zahlreicher Wachskerzen das Allerheiligste strahlte.“

Auf diese Feste, welche die Neger gewaltig anzogen, folgte ermüdende Missionsarbeit, und bald forderte das gefährliche Klima seine Opfer. Schon am 1. Juli 1645 starb P. Joseph von Antiquera, und alle waren ohne Ausnahme todtkrank, so daß sie nicht einmal selbst den hingeschiedenen Mitbrüder zur Erde bestatten konnten. Sie lagen, von heftigem Fieber geschüttelt, in einer kleinen, schwülen Negerhütte und wurden überdies noch von Ameisen gequält, deren sie sich nicht erwehren konnten. Da kam dem P. Hieronymus von Puebla, der sich, obwohl selbst krank, dienend von einem Mitbrüder zum andern schleppte, der Gedanke, einen Aderlaß zu versuchen. Derselbe hatte gute Wirkung, und die Kranken überwandten das Fieber.

Einer Botschaft des Königs folgend, machte sich jetzt P. Bonaventura mit denjenigen aus seiner Schaar, deren Genesung weit genug fortgeschritten schien, nach der Hauptstadt San Salvador auf den Weg. Diese Reise war für die Väter in dem schweren, rauhen Ordensgewand unter der Gluthsonne Afrikas ein wahrer Kreuzweg. Am Abend des 2. September erreichten sie die Stadt und wollten bei Nacht unbemerkt einziehen, wurden aber mit Fackeln und großer Freude feierlich eingeholt. Tags darauf empfing sie der König in feierlicher Audienz, welche P. Ng nach dem alten Kapuzinerberichte also schildert:

„Der König von Kongo, welcher bei seinen schwarzen Unterthanen in hohem Ansehen steht, pflegt sich bei solch feierlichen Gelegenheiten in vollem Glanze zu zeigen. Es umgibt ihn ein zahlreicher Hofstaat von Vornehmen des Landes, Bedienten, Leibwachen, Sklaven, Trompetern, Paukenschlägern, Spielleuten, und auch die schwarzen Hofdamen fehlen nicht.“ Das Lied, welches die Hoffänger dem Könige zu Ehren sangen, gibt der alte Bericht in folgender Form:

„Wer wird doch können gleichen
Unsers Königs Macht?
Niemand ihn veracht!
Ihm müssen alle weichen.
Wer wird es wagen,
Mit seinem Kriegsheer sich zu schlagen?
Unser König lebe immerdar
Ueber Sonn' und Sternenschaar!
König in Kongo lebe gesund,
Nichte deine Feinde zu Grund!“

„Vor diesen also besungenen König traten jetzt die armen Kapuziner. Don Alvaro VI¹, von seinem Hofstaate umgeben, hatte das schwarze Haupt geschmückt mit der goldenen Königskrone; ein kostbares, bis auf die Erde reichendes Gewand, über welchem ein scharlachrother Mantel hing, umhüllte den Leib, während weiße Schuhe mit goldenen Knöpfen die schwarzen Füße bedeckten. Ueberall am Gewande hingen kostbare Korallenschnüre und goldene Ketten von großem Werthe; auf der Brust aber glänzte zum Zeichen des Glaubens ein in Edelsteine gefaßtes Reliquienkreuz. Da es auch in seiner schwarzen Umgebung von Gold und Edelsteinen blühte, so konnten sich die Kapuziner nicht genug wundern über diese Pracht, indem sie es bisher nur mit einem in Armuth und Elend versunkenen Volke zu thun hatten. Sobald nun der König die Missionäre gewahrte, erhob er sich von seinem Throne, ging ihnen entgegen und reichte dem P. Superior grüßend die Hand. Sodann drückte er seine Freude über ihre Ankunft aus und versicherte sie seines königlichen Wohlwollens. Der P. Superior antwortete in der dem Könige geläufigen portugiesischen Sprache, bat den König um Schutz, erklärte ihm, wie nichts anderes sie hierhergeführt habe, als die uneigennützigste Absicht, Seelen zu gewinnen und Seelen zu retten, und überreichte dann die päpstlichen Schreiben, in welchen Seine Heiligkeit dem Könige die Mission auf's Dringendste empfahl. Nachdem der Secretär diese Breven abgelesen und auch in congesischer Sprache wiederholt hatte, wurden die Väter huldvollst entlassen. Die Geistlichen der Stadt beileisten sich nun, den neuangewonnenen Hilfsarbeitern im Weinberge des Herrn ihre Aufwartung zu machen, und vor allen waren die in San Salvador wirkenden Jesuiten über den neuen, so notwendigen Zuwachs an Seelsorgern hoch erfreut. Es galt jetzt, in der Stadt den Kapuzinern ein Klosterlein zu verschaffen, als festen Mittelpunkt der zu errichtenden Mission. Zu diesem Zwecke übergab ihnen der König die U. L. Frau vom Siege geweihte Kirche, in welcher ein sehr schönes Bild der unbefleckten Jungfrau, der Schutzpatronin des Kapuzinerordens, war, und das daneben auf Befehl des Königs schnell aufgebaute Kloster war das erste Kapuzinerhospiz auf afrikanischem Boden.“

Trotz aller Aufopferung konnten aber die eifrigen Missionäre schon deßhalb in der ersten Zeit wenig erzielen, weil sie, der Landessprache unkundig, nur mittels Dolmetscher Unterricht erteilten. Auch waren diese Dolmetscher nicht immer zuverlässig; ja dieselben erpreßten oftmals Geschenke vom Volke und machten so die Religion verhaßt. Bevor die Väter die Neger Sprachen erlernten, raffte das mörderische Klima und die Strapazen die meisten hinweg. Auch unter den Eingeborenen, welche getauft waren, hatten sie einen harten Kampf gegen die alten, eingerosseten Laster zu führen, namentlich gegen die Vielweiberei, welche bei den Negern kaum ausgerottet werden kann.

Neue Missionäre aus dem Kapuzinerorden hatten sich inzwischen auf den Weg gemacht, um ihren Ordensbrüdern zu helfen. Aber die kleine Schaar, welche 1646 Portugal verließ, fiel den Holländern in die Hände und wurde von ihnen nach St. Paul von Loanda geschleppt, das sie den Portugiesen entziffen hatten. Als der portugiesische Kapitän sich von den holländischen Schiffen verfolgt sah hatte er die Missionäre rasch

¹ Alvaro VI, der allerdings um die Sendung der Missionäre gebeten hatte, wäre nach andern Berichten 1642 gestorben, und Garcia II. hätte damals geherrscht.

an die Küste von Angola ausgefetzt, um dieselben vor den erbitterten Calvinern zu retten. Sie waren aber doch in ihre Gewalt gefallen und wurden nun gefesselt, barfuß, von den erhaltenen Streichen verwundet und von Hunger entkräftet durch den glühend heißen Sand längs der Küste nach Loanda geführt. „Es kam vor,“ erzählt P. Hg., „daß sie innerhalb 48 Stunden keinen Bissen zu sich nehmen konnten, was ihre Ermattung in's Maßlose steigerte. Drei Stunden von Loanda fiel P. Franziskus Maria auf den Tod erschöpft plötzlich um, und die menschenfreundlichen Soldaten ließen ihn einfach liegen, die andern Brüder aber, die vergebens für den Zurückgelassenen flehten, wurden unbarmherzig weiter getrieben, und erst in Loanda selbst gelang es dem P. Superior, vom Commandanten der Stadt die Erlaubniß zu erwirken, nach dem armen Pater schauen zu dürfen. Man fand ihn todtkrank im heißen Sande liegen. In das den Kapuzinern angewiesene Gefängniß getragen, schien er rasch seiner Auflösung entgegenzugehen, als ein in der Stadt anwesender Deutscher in's Zimmer trat und durch Wein und Zwieback dem Kranken neue Kräftigung bereitete.“ Die Kapuziner wurden dann zunächst auf einem Schiffe gefangen gehalten, hierauf über den Atlantischen Ocean an die brasilianische Küste nach Pernambuco, das damals ebenfalls in der Gewalt der Holländer war, geschleppt. Von dort führte man sie weiter, abermals über das weite Weltmeer, nach Amsterdam, wo sie endlich in Freiheit gesetzt wurden.

So erreichte von dieser zweiten Schaar, die nur zu Leiden, nicht aber zur Arbeit ausersehen schien, keiner das Kongoreich. Glücklicher war die dritte Abtheilung, welche unter Führung des P. Dionysius von Piacenza, 14 Mann stark, 1648 Portugal verließ; sie erreichte den Kongo und wurde von den Vätern in San Salvador, welche dem Klima noch nicht erlegen waren, mit Jubel als wahre „vierzehn Nothhelfer“ begrüßt. Eine noch größere Schaar von 45 Missionären folgte ihnen auf dem Fuße. Auch die Neuangekommenen mußten aber dem Klima ihren Tribut entrichten; alle erkrankten und über zweien, über dem P. Dionysius von Piacenza und dem Bruder Karl von Taggio, schloß sich der Grabhügel. Raslos, unter unsäglichen Entbehrungen, wenn auch nicht immer mit dem gewünschten Erfolge, arbeiteten die Genesenen in den verschiedenen Provinzen des Reiches. Wahrhaft rührende Züge sind uns aufgezeichnet. P. Gabriel von Valenza fiel in eine Todeskrankheit, in welcher ihn P. Joseph von Pernambuco, der sich auf dem Wege in die Mission nach Zumbo befand, treulich pflegen wollte. Aber der Schwerkrante wollte von dieser Pflege, welche den Mitbruder von der wichtigeren Pflicht des Missionärs abhalte, nichts

wissen und brachte seinen eigenen Trost durch einen bewunderungswürdigen Liebesact dem Seelenheile der Neger zum Opfer. Er ließ sich also von P. Joseph mit den heiligen Sterbesacramenten versehen und bat dann den Mitbruder, er möge ihn verlassen und sich auf seine Mission begeben. Zum Missionär sei er berufen und nicht zum Krankenwärter, und es sei viel besser, wenn er dort unselbstige Seelen rette, als hier die kostbare Zeit mit der Pflege eines vergänglichen Lebens verliere. Der Kranke bat so eindringlich, daß P. Joseph unter heißen Thränen von ihm Abschied nahm. Bald darauf starb P. Gabriel im 56. Lebensjahre froh und gottergeben. Der Waispruch seines Lebens war gewesen: „Nicht mein, sondern Gottes Wille geschehe“; er war ihm treu geblieben im Tode noch.

Den meisten Erfolg scheinen die Kapuziner in der Provinz Bemba gehabt zu haben. Dort lebte das Volk in wahrhaft christlicher Weise, sandte die Kinder in die von den Kapuzinern geleiteten Schulen und bewies in jeder Beziehung, daß auch diese Neger das Joch Christi tragen können, wenn sie nur mit der Gnade Gottes mitwirken wollen. Aber das Kongoreich blieb immerhin ein dornenvolles Arbeitsfeld. Die Missionäre retteten zwar viele Seelen, besonders Kinder, söhnten manchen Sterbenden mit Gott und der Kirche aus, bewirkten da und dort Besserung der Sitten: im Ganzen und Großen jedoch wollte es nicht gelingen, das Volk als solches an das christliche Sittengesetz zu gewöhnen. Immer wieder haben sich die Missionäre trotz der hingebendsten Arbeit über Rücksälle zum alten Fetischdienste und noch mehr zur Vielweiberei zu beklagen. Doch wird die Zahl der in den ersten 5 Jahren Getauften auf 600 000 angegeben; 100 000 soll allein P. Hieronymus von Monte Sacchio getauft haben — sehr viele von dieser hohen Zahl werden wohl sterbende Kinder gewesen sein.

Von Zeit zu Zeit kamen neue Hülfskräfte aus Europa; so schifften sich im Jahre 1666 abermals 16 Kapuziner nach dem Kongo ein. Leider raffte auch diese das mörderische Klima in verhältnißmäßig kurzer Zeit hinweg. P. Philipp von Galefia wurde von den Negern der Provinz Sundo ermordet und aufgezehrt. Die Kriege um die Provinz Songo verjagten 1680 zeitweilig die Kapuziner aus diesem Theile ihres Arbeitsfeldes; sie kehrten aber schon 1683 wieder zurück und dehnten nun ihre Mühen auch auf das nördlich vom Kongo gelegene Katongo aus. Sie trafen überall dieselben Mühsale, aber auch manchen Trost, und ihre Arbeiten sind aufgezeichnet im Buche des Lebens, wenn auch die Frucht ihrer Mühen durch die Schuld späterer Jahre vielfach verloren ging.

(Fortsetzung folgt.)

Im Himalaya.

2. Streifzüge. (Schluß.)

„Am 16. November waren wir mit dem Morgenrothe reisefertig. Es ging wieder durch Wald, und wir freuten uns der feierlichen Stille, der würzigen Luft und des kühlen Schattens. Um 11 Uhr hatten wir die erste Höhe des Labah erklimmt. Da stehen einige buddhistische Denkmäler, Steinspyramiden, auf denen mit tibetanischen Gebetsprüchen beschriebene Bänder flattern; so oft der Wind sie bewegt, sagen diese Bänder ihre Gebete, und das Verdienst derselben ergießt sich über das ganze Thal. Ist das nicht eine sonderbare und überaus erfinderische Art und

Weise, ohne jede Anstrengung zu beten? ¹ In einen Bergsattel niedersteigend, fanden wir das Lamakloster Ragier. Ein alter und gebrechlicher Lama ist jetzt sein einziger Bewohner; er scheint

¹ Es ist das eine andere Form der „Gebetsmühlen“, welche bald mit der Hand, bald vom Winde oder von einem Wasserrade gedreht werden. Vgl. Jahrg. 1882 S. 40. Die Frau auf der Abbild. S. 57 hat ebenfalls eine solche tragbare Gebetsmühle, welche wie eine Kinderassel aussieht, in der Hand. Nach der Lehre der Lamas muß nämlich ein Gebet, um kräftig zu sein, myriadenmal wiederholt werden. Dazu ist aber nicht nothwendig, daß man es ausspreche; es genügt, dasselbe auf einen Zettel zu schreiben und beständig zu drehen.

an Leib und Seele krank und hat kaum einige Fäden, um die schlotterigen Glieder zu bedecken. Das Heiligtum Buddha's ist ebenso vernachlässigt; zwar empfing uns der Lama mit dem Geläute der Klosterglocke, aber der alte Gesang ist verstummt, und die ganze Lamaserie scheint Gott sei Dank dem Verfall entgegenzugehen. Als wir den Buddhatemple verließen, hatten sich die bhutanischen Vorsteher von Kagier und Dacca zu unserer Begrüßung versammelt und brachten uns Eier, Reis und Drangen als Geschenk. Der Empfang ging im Schatten eines Bambusbusches von Statten; man spreitete einen Teppich über den Rasen, und wir nahmen darauf Platz. Der Mondol und seine Leute stellten sich vor uns auf, ganz glücklich, uns nach Lust betrachten zu dürfen. Wir machten ihnen einige Gegen-

geschenke, welche sie entzückten. Möge es uns verstatet sein, recht bald in der Mitte dieser Bergvölker aus Bhutan christliche Gemeinden zu gründen und unsere Pläne zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen zu verwirklichen. Kaum hatten wir das Dorf Kagier durchschritten, als wir wieder in den Hochwald eintraten und zwei Tage lang in dieser Wildniß keiner menschlichen Wohnung mehr begegneten. Die Stille dieser Waldeinsamkeit wird nur durch das Brausen der Bergbäche und den Gesang der Vögel unterbrochen, welche täglich das Dankopfer ihrer süßen Melodien zu Dem aufsteigen lassen, der mit liebevoller Hand alles hegt und pflegt, was auf Erden lebt und weht. Nach einigen Augenblicken Rast am Ufer eines Bächleins setzten wir den Aufsteig des Labah fort, dessen Höhe und steile Hänge



Hängebrücke im Himalaya. (Nach einer Photographie.)

alles übertrafen, was wir auf unserem Ausfluge bisher gesehen hatten. Der Weg führt seiner ganzen Länge nach über eine Reihe von Bergketten, welche durch tiefe Thalschluchten und enge Pässe getrennt sind und bald regellos durcheinander geworfen scharfe Zacken und schroffe Wände bilden, bald in symmetrischer Stellung sich wie die beiden Kiefer eines riesigen Gebisses gegenüberstehen. Bei jeder Biegung des Weges wechselt das Landschaftsbild und bietet dem Auge immer neue Scenerien. Es war beinahe Nacht, als wir den Gipfel des Labah erreichten; unser Barometer zeigte eine Höhe von 8000 Fuß. Wir suchten uns eine Stelle zur Nachtherberge, wo Wasser und Brennholz zu finden, und entdeckten endlich im Waldesgrün ein Bächlein, an dessen Rande wir auf einer kleinen, mit großen Bäumen bestandenen Anhöhe unser Zelt aufschlugen. In der Nacht wurde die Kälte recht

fühlbar; wir mußten ein lebhaftes Feuer unterhalten und kauerten uns vor demselben am Fuße eines Baumriesen nieder, dessen Stamm in Mannshöhe immer noch 6 Ellen im Umfange maß. Einige Armvoll trockenes Laub und eine Decke bildeten unser Lager und wir schliefen endlich unter dem klaren und sternenhellen Himmel ein, voll Vertrauen auf den Schutz Gottes.

Das Lager auf dem feuchten Laube hatte uns doch Schnupfen und Halsschmerzen zugezogen, und wir waren froh, dasselbe bei Tagesanbruch verlassen zu können. Unsern Weg fortsetzend gingen wir erst über fruchtbares, fettes Erdreich, das der Wald, den niemals eine Art berührt, im Kreislaufe der Jahre aufhäufte, und das zahlreiche Bäche, die in der Regenzeit als mächtige Wasserfälle herniederbrausen, bewässern. Das Wetter blieb fortwährend schön; aber die Luft wehte auf dieser Höhe schon kühl

und scharf. Nach zweistündigem Marsche über steil abfallende Bergjochs erreichten wir gegen Mittag einen massigen Gebirgsstock, dessen zahlreiche Ausläufer mit ihren scharfen Zacken,

steilen Wänden und Hörnern sich in weite Ferne erstrecken. Da hielten wir und erquickten uns durch eine Tasse Thee; dann betrachteten wir von dieser Hochwarte aus ein Panorama von



Tibetanische Häuptlingsfamilie aus dem Himalaya. (Nach einer Photographie.)

unvergleichlicher Schönheit. Nach Osten und Süden lag die Ebene von Bengalen ausgebreitet, hier und dort noch von der letzten Regenzeit her überschwemmt. Gerade vor uns nach Westen

sahen wir das große Nepali-Dorf Kalimpung, das noch einen Theil unseres Missionsgebietes bildet; wir konnten im hellen Sonnenlichte seine zahlreichen Marktplätze und Lamaserien er-

kennen. Weiter hin waren Dardscheling und die waldigen Thäler von Sikim sichtbar. Die Hütten seiner Bergbewohner schienen wie Adlerhorste an die steilen Bergflanken hingeklebt, und die Pfade, welche sie mit einander verbinden, sind wahre Ziegenwege und hängen wie lustige Gesimse an den Felswänden und über dem Abgrunde. In noch größerer Ferne sieht man halb im Walde verloren noch andere Ortschaften; aber das Auge kann sie nicht mehr genau unterscheiden. Nach Norden wird der Gesichtskreis von dem eigentlichen Hochgebirge des Himalaya begrenzt. Da steigen Berge und Gipfel hinter und neben Kuppen und Hörnern auf und scheinen ihre funkelnden, mit ewigem Schnee bedeckten Häupter bis in den Himmel hinein heben zu wollen. Tiefe Thäler trennen sie; aber Thäler so schön, so malerisch, so wild, daß keine auch die farbenprächtigste und kühnste Beschreibung demjenigen, der sie nicht mit Augen sah, ein getreues Bild entwerfen kann. Und hinter allen jenen Bergen und Gipfeln, die mit einem Walle von Schnee und Eis umwehrt herniederstarren, liegt Tibet, das Land der Verheißung für den Missionär, das Drakel des Morgenlandes, der Herd eines Götzendienstes von endloser Verzweigung, der Sitz eines Oberpriesters, der als Göze angebetet und dessen Name in den Einöden der Mongolei und Tibets verehrt wird; dort liegt Tibet, das sich halstarrig weigert, die Boten der 'Frohen Nachricht' einzulassen!

Am 17. November verließen wir gegen Mittag den Südrand des Labah und nahmen unsere Richtung auf Ambiof und die bengalische Ebene zu. Auf überaus steilen und beschwerlichen Pfaden, welche sich um die Felswände bogen, über Geröll und Bergtrümmer, an breiten Schluchten und tiefen Bächen hin, deren Wasser über Felsblöcke schäumten und wo ein einziger Fehltritt den Tod zur Folge gehabt hätte, erreichten wir endlich im Zickzack niedersteigend den Schen-Schü, der von Sturz zu Sturz von den Höhen des Pankasarry herniederschießt. In wenigen Stunden waren wir 5900 Fuß herabgestiegen, und schon glaubten wir uns geborgen, als wir zu nicht geringem Mißvergnügen gewahrten, daß die elende Bambusbrücke, welche die beiden Ufer verband, gebrochen sei. Wir mußten uns entschließen, den Bergbach zu durchwatzen, und waren endlich froh, mit einigen Schrammen und Beulen dem tüftlichen Bette zu enttrinnen. Nach diesem Uebergange erweiterte sich das Thal und besserte sich der Weg. Unser Blick schweifte über die bengalische Ebene hin. Schon waren wir keine 3000 Fuß mehr über dem Meere. Immer dem Schen-Schü entlang niedersteigend, eilten wir abwärts. Jetzt änderte das Landschaftsbild vollkommen und auch die Wärme stieg zu einer angenehmen Höhe, indem die scharfe Bergluft hinter uns zurückblieb. Gegen 4 Uhr Abends erreichten wir die Mündung eines andern Bergwassers in den Schen-Schü. Dort stand eine Bambushütte, welche von einem alten härtigen Brahminen, der ein häßliches kriecherisches Wesen an sich hatte, bewohnt wurde; einige Hürden für Ochsenheerden, die man aus Bhutan herbeitreibt, einige elende Hütten für die Hirten und eine Anzahl halb zusammengefunken Häuser, das ist Ambiof, welches uns von einigen als ein volkreiches Dorf, als ein Marktflecken, in einer reichen, wohlbebauten Gegend, von anderen als eine Einöde im Urwald beschrieben worden war. Wenn aber der Anblick der Trümmer Ambiofs traurig stimmte, so war seine Umgebung um so freundlicher. Die beiden Bäche Schen-Schü und Nim-Schü vereinigen sich hier zu dem Flüsschen Schel, das seine klaren Wasser durch die bengalische Ebene dem Testa zuführt, einem Nebenflusse des Brahmaputrastromes. Einige Bambusbrücken,

mehrere neuangelegte Pflanzungen, Heerden von Ziegen, Schafen, Ochsen und Büffeln, welche die Weideplätze durchstreifen, Tausende von Vögeln und ihr vielstimmiges Gezwitscher — das alles gibt der Gegend Farbe und Leben. Bis auf die jüngste Zeit war das Land um Ambiof von der Regierung noch nicht vergeben; nur Hirten trieben zeitweilig ihre Heerden dahin und schlugen daselbst ebenso wenig eine bleibende Wohnung auf wie die Zugvögel. Jetzt hat die Regierung angefangen, das Land englischen Pflanzern zu überlassen, welche soeben damit beschäftigt sind, daselbst Theepflanzungen anzulegen und Verbindungsstraßen mit der Ebene herzustellen. Nördlich von Ambiof erblickt man die Ueberreste des Daling-Forts, welches zu Anfang der Eroberung in diesen Bergen als eine Schutzwehr des Friedens und der Sicherheit von den Engländern angelegt wurde; jetzt hat sich die Bevölkerung beruhigt, und so wurden die Soldaten zurückgezogen und das Fort verfällt.

Abends brachte uns der Mondol des Ortes Milch zum Geschenke, die wir mit Dank annahmen. Das Nachtessen war nun rasch bereitet. Während unsere Träger um das Feuer lagerten und sich Geschichten erzählten, setzten wir uns an den Rand des Flusses unter die grünen Baumkronen, athmeten die erquickende Abendluft und lauschten dem leisen Rauschen des Wassers zu unsern Füßen und dem Gesäusel der Blätter im Thalgrunde. Es war ein schönes Plätzchen am Rande des Urwaldes und am Fuße der Berge und ein herrlicher Abend! Raum hatte die Sonne, ihre Scheibe vergrößern und ihren Glanz verschleiern, den letzten Gruß dem Lande gesendet, über das sie hingeschritten war, da tauchte siegestrahelnd im Osten der Vollmond auf. Bald nachher erhob sich der leise Nachtwind und ging flüsternd von Baumkrone zu Baumkrone durch den Wald, und es durchlief die Natur jenes geheimnißvolle Zittern, das diesen indischen Nächten eigen ist. Es war Zeit zur Nachtruhe; wir gingen in unser Zelt, beteten den Rosenkranz, legten uns auf den Reisefack nieder und waren bald in festen Schlaf versunken.

Am 18. November setzten wir unsere Reise fort. Die erste Marschstunde hinter Ambiof war sehr angenehm. In frischer Morgenfrühe durchritten wir eine reizende, wechselvolle Landschaft. Aber bald begannen die Anstrengungen und die Gefahren des überstandenen Bergsteigens von Neuem. Abermals umfing uns der Urwald und ein steiler Berg mußte erklimmen werden. Wir fühlten die Strapazen um so lebhafter, da wir am Abende zuvor das gemächliche Reisen in der Ebene genossen hatten. Unterwegs trafen wir aber einige belebte Scenen, zahlreiche Familien und tibetanische und nepaliansche Karawanen, die sich an Plätzen gelagert hatten, wo sich Ueberfluß an Wasser und Weide fand. Doch diese Völker, Menschen, Heerden und Hütten, verschwinden über Nacht; wo eben noch Alles wimmelte, trifft man nur mehr die verkohlten Feuerstellen und einige Knochen, um welche sich die Raubthiere streiten. Sobald nämlich das Gras abgeweidet ist, gibt der Häuptling dieser Nomaden das Zeichen; die Zelthütten werden abgebrochen und die Heerden anderswohin getrieben, wo sich bessere Weide findet. Am Mittag standen wir auf der Höhe der ersten Vorberge des Himalaya, am Fuße des Pankasarry, dessen Gipfel sich in den Wolken verliert. Die Berglandschaft änderte nun: ringsum abenteuerliche und zackige Formen, Schluchten und Spalten und weite Flächen Felsgeröll, wo sich Blöcke auf Blöcke thürmten und zu einer festen Mauer zusammenfügten. Gegen Abend schlugen wir auf halber Höhe des Pankasarry unser Zelt auf. Vor Anbruch

der Nacht kamen mehrere Karawanen und lagerten sich um uns. Sie schlugen ebenfalls ihre Zelte auf und ließen die Thiere frei im Walde gehen, das hohe Waldgras abzuweiden. Die Kinder liefen hin und her, trockenes Holz für das Feuer suchend; die Weiber kochten Thee und schickten sich an zu melken und die Milch zu verwerthen; die Männer sprengten nach allen Richtungen, um die Heerden auf gute Weideplätze zu treiben, und bald war der Wald von Lagerfeuern erleuchtet. Beim Abendessen trat eine Ruhepause ein; aber als die Nacht ihre Schatten brunten über die bengalische Ebene ausbreitete, wurde die Scene alsbald wieder voll Lärm und Leben. Von allen Lagerfeuern tönte fröhlicher Gesang und verbannte das Schweigen des Waldes, und die umwohnenden Hirten antworteten auch ihrerseits durch Lieder und frohen Zuruf. Aber endlich machte die Müdigkeit dem Singen ein Ende, und bald lagen Sänger und Hörer in tiefem Schlafe. Mitten in der Nacht wurden wir plötzlich aufgeschreckt; die Thiere waren im Begriff, unser Zelt niederzureißen. Mit Hilfe unserer Leute vertrieben wir sie. Es war recht kalt um diese Stunde in unserm 'Gasthaus zum Stern'; aber der Himmel leuchtete in einer Pracht wie wohl in keinem andern Lande und sein tiefes Dunkelblau wurde noch gehoben durch das fleckenlose Weiß der Schneeberge.

Vor allen anderen Karawanen brachen wir am nächsten Morgen auf und hatten drei Stunden später die Höhe des Punkafarry erklommen. Aberthalb Tage hatten wir für den Aufsteig gebraucht. Die Berge des Himalaya sind eben keine Zwerge; je höher man steigt, desto mehr sieht man, wie viel zu ersteigen noch erübrigt, und wenn man einen Gipfel erreicht hat, der Alles zu beherrschen schien, so schauen andere, noch viel höhere Bergkolosse auf uns hernieder.

Wir mußten jetzt den Heimweg antreten. Ueberall fiel uns die staunenswerthe Fruchtbarkeit des Bodens auf; unter der Hand des Menschen muß er eine Fundgrube des Reichthums werden; denn selbst in der Wildniß treibt er eine Masse riesiger Pflanzen hervor, von deren Ueppigkeit man in Europa keine Ahnung hat. Hier und dort stürzt einer dieser Riesenbäume entweder unter der Wucht des Sturmes oder unter der Last seiner Jahre; aber seine gewaltigen Nachbarn lassen ihn nicht ganz zur Erde sinken. Er ruht in ihren Armen, bis er in Staub zerfällt. Unter den hohen Bäumen wuchert lustig Strauchwerk und langes Gras, Dornen und Gestrüpp aller Art, Nesseln und Disteln, alles von außerordentlicher Größe. Um das Dickicht noch undurchdringlicher zu machen, mischt sich unendliches Schlinggewächs dazwischen, welches die Bäume von der Wurzel bis zum Wipfel umwächst und dann, unfähig, noch höher zu klettern, seine Ranken, so dick wie ein Mannesarm, wieder auf den Boden

niederstreckt, um abermals emporzuklettern, ohne Ende ansteigend und herabfallend. In einer Höhe von 50 Fuß muß es den großen Vögeln unmöglich sein, durch das enge Gewirre zu schlüpfen. Zur Vollenbung des Wibes des Himalaya-Urwaldes muß man sich noch die gewaltigen Felswände und die braufenden Wasserfälle dazu denken. Was die Thierwelt angeht, welche diese Wälder belebt, sind zunächst die Affen zu nennen, die einzeln und truppweise laut schreiend sich in den Aesten tummeln; Schaaren von Fasanen und Tausende buntfarbiger Vögel, welche aber meist in mißthönendes Geschrei erheben, flattern um die Kronen; wilde Bienenschwärme sammeln Honig; Moskitos, geflügelte Ameisen, ungeheure, giftige, haarige Spinnen und ein zahlloses Gewimmel blutsaugender Insekten belästigen unerbittlich den Wanderer, und endlich sind auch Schlangen, Tiger, Bären und Elephanten unter die Bewohner unserer Urwälder zu zählen.

Am Nachmittage erreichten wir das Thal von Mayron; ohne daß der Boden gerade außerordentlich fruchtbar ist, gedeihen daselbst doch alle Arten von Getreide. Im Norden sieht man die bhutanischen Wohnungen, 230 an Zahl, aus dem Grün der Bambusbüsche und Bananenbäume auftauchen. Die beiden Samaklister von Sation und Padong sind vor allen kenntlich; stufenförmig auf zwei Hügeln gebaut, beherrschen sie das ganze Thal und schicken zur Stunde der Gefahr den Segen von all' den Gebetsrollen hernieder, die, mit buddhistischen Sprüchen beschrieben, von allen Seiten im Winde flattern.

Noch einige Meilen und wir waren zu Hause. Niemals hatten wir bei schönerem Wetter eine herrlichere Gegend durchwandert. Die Gebirgswelt hat ihre schreckende Einsamkeit, aber auch ihre Reize, und nirgends mehr, als im Himalaya, wo noch keine Spur der menschlichen Uebergestaltung den Zauber dieser jungfräulichen Schönheit entweiht hat.

Endlich kamen wir an. Die Sonne ging eben zur Rüste; die Hitze des Tages, welche uns belästigt hatte, schwand allmählich. Leichtes Gold- und Purpurgewöl umspielte die Gletscher; Adler zogen in ruhigem Schweben ihre Kreise, und alle Schönheit schien sich zu verbinden, um unserm Streifzuge ein würdiges Ende zu bereiten. Da zur Linken, keine dreihundert Schritte entfernt, trat unser kleines, von einem Kreuze überragtes Missionshaus hervor. Der Garten, den ein Bach durchrieselt, trennt es vom Berge, und seine weißen Wände heben sich kräftig vom Waldsaume ab. Bald umarmten wir unsern lieben Provokar P. Desgodins, erzählten von unsern Streifjügen, von unsern Plänen und Hoffnungen, Seelen zu retten, und Tibet, dem eigentlichen Felde unserer apostolischen Thätigkeit, das wir wie eine Festung belagern müssen, immer näher zu kommen und, wenn es Gottes Wille ist, das heilige Kreuz endlich auf seinem Boden aufzupflanzen."

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Apostol. Vikariat Süd-Schantung. Einer der Missionäre aus Steyl, Herr Freinademek, welcher vor vier Jahren mit dem jetzigen Bischofe J. B. Anzer die Mission von Süd-Schantung eröffnete, schildert uns in dem folgenden Briefe den freudigen Empfang, der dem hochw. Herrn Anzer in Puoli, dem Hauptorte seines apostolischen Vikariats, zu Theil wurde:

„Die zwei langen Jahre der Verweisung, endlich sind sie vorüber; die von der allgütigen Vorsehung festgesetzte Stunde

der Erlösung hat für Süd-Schantung geschlagen. In China sagt ein Sprüchwort: 'Der Vogel kann nicht fliegen ohne Flügel, der Mensch kann nicht laufen ohne Kopf.' Die Mission kann vorwärts gehen auch ohne eigenen Bischof an der Spitze, aber leuchtend und stöhnend nur, wie ein altes Wasserrad, das sich zu besinnen scheint, ob es sich noch einmal umbdrehen soll oder nicht.

Welche Begeisterung unter den Missionären in Süd-Schantung, als gerade am hochheiligen Weihnachtsfeste Nachmittags 3 Uhr der Telegraph aus Rom uns die Kunde brachte: Anzer Episcopus! Und als später, gerade am heiligen Ostertage und

am Feste des göttlichen Herzens Jesu, eine zweite und dritte telegraphische Depesche uns den Termin der Ankunft Sr. bischöflichen Gnaden bekannt gab, da kannte unser Enthusiasmus keine Grenzen mehr. Alle Hebel sollten in Bewegung gesetzt werden, um, nach unseren freilich sehr beschränkten Mitteln, unserem geliebten Oberhirten einen verdienten feierlichen Empfang zu bereiten.

Vor allem hieß es an eine bischöfliche Residenz denken. Wie man beim Theaterspielen sich schnell einen Kaiser macht, wenn man einen braucht, so mußten auch unsere alten Lehnhütten die Rolle übernehmen, sich in 'bischoflichen Palais' umtaufen zu lassen; und für allenfallsige böse Leute, die beim Anblick der neuen Hofburg sich ein mitleidiges Lächeln oder Kopfschütteln erlauben könnten, sollte die bischöfliche Burg ein neues Kleid bekommen; sie wurde frisch angestrichen. Mit

gleicher Leichtigkeit wurde unsere Pfarrkirche in eine Domkirche umgestaltet; sie wurde schön geweißt, das Presbyterium decorirt, die Communionbank weiter hinuntergerückt, damit zu den bischöflichen Functionen der Raum nicht fehle; mit Inschriften reich verziert, wie eine arme, aber doch geschmückte Braut harrete sie der Ankunft ihres Bräutigams. Fahnen, Pulver, Feuerwerk, Inschriften, alles wurde in großer Menge vorbereitet; unsere Seminaristen übten mit doppeltem Eifer die Choralmesse und ihre Instrumentalmusik; für die Festgäste wurden provisorische Gezelte aufgeschlagen.

Nachdem unser erster Christenvorsteher vor ungefähr einem Monate nach Chesoo (150 Stunden) abgereist war, um Se. Gnaden zu empfangen, reiste ich jetzt nach Zinaufu (30 Stunden), um allda den hochwürdigsten Herrn zu erwarten. Des starken



Reise in China.

Regens halber war das Reisen sehr erschwert, die Thiere wurden muth- und kraftlos, ich mußte ohne Schuhe und Strümpfe durch den Koth waten. — Als endlich der heißersehnte Augenblick gekommen und Se. Gnaden wohlbehalten in Zinaufu eintrafen, als ich den hochwürdigsten Herrn als Bischof begrüßte, mit dem ich vor 7—8 Jahren nach China gereist, mit dem ich seit dem Beginne unserer Mission Freud' und Leid brüderlich getheilt: was in diesem Augenblicke in meinem Herzen vorgegangen, kann ich unmöglich beschreiben. Die Reise bis Puoli, der Residenz unseres hochwürdigsten Bischofs, war nicht ohne Schwierigkeit. Dreimal stürzte der Wagen um; mit der größten Anstrengung kamen wir endlich am dritten Tage bis Lungtschangfu, 5 Stunden von Puoli, allwo beim Einzuge in die

Stadt die abgeordneten Christenhäupter sich vor dem ankommenden Oberhirten in den Staub warfen, der Landesitte gemäß alle zu Pferde, in eine lange, schneeweiße Festtoga gehüllt, mit langen Reitstiefeln von Seide oder Tuch, mit einem aus Wurzeln geflochtenen, kegelförmigen Hut mit den üblichen rothen Quasten. In Lungtschangfu mietete man einen Tragsessel, worauf Se. bischöflichen Gnaden die noch übrigen 50 Li (5 Stunden) bis Puoli getragen wurden. (Vgl. die Bilder S. 60 und 61.) Die ganze Natur stand im Fest Schmucke; mächtig streckten die ragenden Kaoliangs-Stengel ihre fruchtbladenen Trauben in die Höhe; die schwüle Sommerhitze ward gemäßiget durch einen leichten Nordwind. Die Christen waren voll heiliger Begeisterung, selbst die Heiden voll gespannter Erwartung. Der hochwürdigste

Herr mochte etwa eine Stunde von Puoli entfernt sein, da empfing ihn die tüchtig geschulte christliche Musikbande, die wir 14 Stunden weit her eigens für diesen Tag bestellt hatten; hier hatte man noch nie so etwas gesehen, noch davon gehört; alle prangten in ihrer Festtracht. Das Kreuz eröffnete den Zug, gegen 20 Fahnen schmückten die lange Prozession. Großartig setzte sich nun der Zug in Bewegung; die Hörner und Pauken, die Clarinetten und Trommeln, und wie die 20 bis 30 Instrumente alle heißen mögen, trugen die Begeisterung in alle vier Winde hinaus.

Endlich ist Puoli in Sicht. Vor zwei Jahren hatte der hochwürdigste Herr mit schwerem Herzen das liebliche Dorf verlassen; wer damals die Abschiedsszenen mitangesehen, hätte meinen mögen, einer Leichenfeier beizuwohnen. Niemand träumte

dort vom glorreichen Triumphtage, den wir nach zwei Jahren begehen sollten. Es fing bereits an zu dämmern, als in Puoli plötzlich die Freudenbotschaft erscholl: der hochwürdigste Bischof ist in Sicht! In einem Nu war die Prozession in Ordnung, um den Rubriken des Rituale gemäß den Bischof kirchlich zu empfangen. Die Missionäre in kirchlicher Kleidung, die Seminaristen mit Rokett und Ceremonienhut, 6 davon in rothem Talar, die Waisenkinder und Christen mit buntfarbigen, flatternden Fahnen, alles in der schönsten Ordnung: so bewegte sich der Zug durch die Straße nach dem östlichen, noch heidnischen Theile des Dorfes, wo wir eigens unter freiem Himmel ein Gezelt aufgeschlagen hatten. Bei der Ankunft des hochwürdigsten Bischofs, welcher mit prächtigen Mandarinenkleidern angethan war, erreicht die Begeisterung den Höhepunkt; die Luft erdröhnt



Balankinträger und Gefolge.

von mächtigen Böllersalven und zahllosem chinesischem Feuerwerk. Sichtlich ergriffen verläßt der hochersehnte Oberhirte die Tragsänfte; die Szenen des gegenseitigen Wiedersehens zu beschreiben, weigert sich meine Feder. — Nachdem der hochwürdigste Prälat die Mandarinenkleidung mit dem bischöflichen Ornate rasch vertauscht hatte, bewegte sich der Zug, nun wahrhaft majestätisch, unter den mächtigen Klängen zweier Musikbanden durch die dichtgebrängte Menge der Kirche zu. Nach Vollen- dung der von der Kirche vorgeschriebenen Ceremonien und Gebete richtete ein Missionär an die versammelte Gemeinde einige Worte, feuerte zum Danke gegen den Himmel an, der gerade über das kleine Puoli seine Gnaden so verschwenderisch ausgießt, legte den Gläubigen andererseits die Pflichten an's

Herz, die sie ihrem neuen Bischof gegenüber hätten. Se. bischöflichen Gnaden begaben sich jetzt in ihre Wohnung und ließen die einzelnen zum Ringkusse zu. Herr Webel und Herr Limbrock hielten eine recht warme Begrüßungsrede, worauf der hochwürdigste Bischof, ebenso warm und recht von Herzen redend, wie ein guter Vater inmitten seiner Kinder seinen Gefühlen Ausdruck gab. Ein Waisenknaabe, der etwa elfjährige kleine Augustin, declamirte ein recht herzliches Gedicht in deutscher Sprache, die Seminaristen hielten Declamationen in lateinischer und chinesischer Sprache, in Gedichten und Prosa, abwechselnd mit verschiedenen musikalischen Productionen.

Abends saßen der Bischof und seine Missionäre alle wie in trautem Familienkreis zusammen, Se. Gnaden wußten uns

so viel und Interessantes zu erzählen, daß die Uhr, die von der Wand späte Nachstunden schlug, nur taube Ohren fand. Am nächsten Abende war großartiges Feuerwerk. Der hochwürdigste Bischof schritt inmitten seiner Missionäre unter den Klängen der Musik durch die dicht gedrängten Reihen, stieg mittelst einer Leiter auf's Hausdach des Kirchenvorstehers, von wo aus man sowohl die nach Tausenden zählende Volksmenge als auch das Feuerwerk prächtig überblicken konnte. Bischof, Missionäre, Seminaristen, Musikbände, alle standen auf dem Dache des einen Hauses. In Feuerwerk sind die Chinesen Meister und übertreffen die Europäer. Die Sitte, welche verlangt, daß während des Festessens die Christen insgesamt zu zwei und zwei festlich gekleidet und mit dem rothen Ceremonienhut dem Bischofe die Verehrung geben, indem sie sich dreis, sechs- oder neunmal bis zur Erde verneigen, ist in China etwas Gewöhnliches und wurde dieses Mal natürlich um so feierlicher erfüllt.

Die weitem Festlichkeiten durch 4–5 Tage hindurch unterlasse ich zu beschreiben. Es war in den darauffolgenden Tagen ein beständiges Kommen und Gehen von Gratulanten aus all' den heidnischen Dörfern der Umgebung. In einer aus 4 oder 5 Stockwerken bestehenden, etwa 4 Fuß hohen, runden Schachtel, die von zwei Männern auf den Schultern getragen wird, werden die Geschenke überbracht. Das unterste Stockwerk ist in der Regel leer, im zweiten ist vielleicht für einige Pfennige Seegras, in dem dritten sind 2 Pfund Zuckerbrod, in dem vierten etwa 4 Pfund Schweinefleisch, in dem fünften 2 oder 3 Schriftrollen, wo in wenigen chinesischen Schriftzeichen die Vorzüge des Gefeierten gepriesen sind; auf dem Deckel droben endlich flattert ein Huhn, an den Füßen festgebunden. Auf einer rothen Visitenkarte stehen die Namen der großmüthigen Geber (etwa 20, auch 50 oder 60 an der Zahl), die der Landesitte gemäß alle festlich bewirthet werden müssen. Das der Empfang unseres hochwürdigsten Bischofs Msgr. Anzer. Gott allein sei die Ehre!

Eins noch, und ich bin zu Ende. Wem ein katholisches Herz in der Brust schlägt, dem wird's warm, er fühlt sich gehoben, so oft er das Wort hört: katholische Mission. „Ich bin Bischof von Trient,“ so sagte der hochselige Bischof Eschiderer einem Priester, der in die Heidenmission abgehen wollte, „und als Bischof von Trient kann ich Sie nicht ziehen lassen; ich bin aber auch Bischof der katholischen Kirche, und als solcher muß und will ich Sie ziehen lassen.“ — Der Vater des großen Comboni begleitete seinen Sohn, der nach Afrika abreiste, zum Bahnhof. „Daniel,“ sagte der weinende Vater, „liebst du denn mich nicht, daß du mich verlässest?“ „Vater,“ erwiderte der scheidende Sohn, „du weißt, wie ich dich liebe; aber hätte ich fünfzig solcher Väter, alle fünfzig wollte ich hingeben um Afrika.“

Stüb-Entsorgung ist das jüngste und schwächste Kind der katholischen Kirche Chinas. Die edelmüthigen, großherzigen Wohlthäter in Europa haben sich dieses Kindes angenommen, haben es genährt, gepflegt bis heute; ihnen verdankt es seine Existenz. Ohne unsere Wohlthäter in Europa wäre es uns nicht besser ergangen, als den armen Wärmchen, welche die chinesischen Rabenmütter den Hunden vorwerfen, weil sie dieselben nicht ernähren wollen. Wir haben eine unermessliche Dankeschuld abzutragen, und thun es jeden Tag beim hochheiligen Opfer. Dank, ihr edlen Herzen drüben überm Meer, Dank für die reichen Gaben, Dank noch mehr für die kräftige Unterstützung durch eure Gebete, ohne welche wir noch weit weniger leben und wirken könnten als ohne Kupfer und Silber. Ich wünschte, die Gefühle euch zeigen zu können, die mein armes

Herz für euch empfindet. Was ich denke und fühle, denkt und fühlt jeder unserer Mitbrüder. Bewahret uns eure Liebe, helfet uns auch fernerhin mit euren Gebeten und Almosen die verlorenen Schäflein auffuchen und in den Schaffstall Christi zurückführen; was ihr thut, habt ihr nicht uns gethan, ihr habt es Christo gethan. Fahret fort, euch Schätze zu sammeln, wo die Diebe sie nicht rauben, die Motten nicht verzehren können. Eure Gebete müssen Erhörung finden, weil sie unterstützt sind durch das Almosen. Zahllose Gnaden, überreicher Himmelssegens, die Gnade der Beharrlichkeit und eines seligen Todes wird euer Lohn sein hienieden; drüben aber soll der Herr selbst euer überaus großer Lohn sein.“

Afrika.

Apostol. Vikariat des Nyanza- und Tanganjika-Sees.

(Schluß der Reise der hochwürdigsten Herren Vivinhac und Charbonnier. Vgl. oben S. 43.) „Ugogo kann von einem Reisenden in 8 bis 10 Tagen durchzogen werden, während Karawanen 25 bis 30 Tage dazu brauchen. Das verschuldet der Durchgangszoll oder ‚Hongo‘, den die kleinen Könige dieses Landes von den Karawanen, welche ihr Gebiet durchziehen, erpressen. Die Frechheit dieser Stämme, welche auf ihre Unabhängigkeit stolz sind und gegen jeden kämpfen, der diese bedroht, läßt sie oft Gewaltthaten gegen die armen Träger unternehmen. Nach Beute gierig begegnen sie einem zurückgebliebenen Träger, der seine Last mühsam schleppt oder vielleicht durch Krankheit zurückgehalten wird; da kann der Ugogo seinen Geiz nicht zügeln; er greift ihn an, beraubt ihn seiner Waaren und läßt ihn oft genug als Leiche auf dem Pfade liegen. Weil wir Weiße und Missionäre sind, haben wir weniger zu fürchten; gegen ihre fabelhafte Neugierde aber konnten wir uns nicht schützen. Schaarenweise drängten sie sich unter die Zeltthüren, schauten hinein, begafften alles und staunten über alles. Unsere großen Hüte aus Mosafasern, welche vortrefflichen Schutz gegen die Sonne bieten, erregten ganz besonders ihr Staunen; sie meinten nämlich, dieselben seien aus Eisen, und wunderten sich über ihre Leichtigkeit. Unsere Reifestiefel waren in ihren Augen Flußpferdbeine, die wir ausgehöhlt und so zur Wohnung für unsere Füße eingerichtet hätten. Wenn wir das Taschentuch gebrauchten, so wollten sie vor Lachen bersten, daß wir förmlich Angst für ihr Leben bekamen. Wenn wir aufstanden, so entflohen sie wie eine Kette aufgeschreckter Feldhühner, kehrten aber bald noch zahlreicher zurück.“

Die Verhandlungen über den ‚Hongo‘, den wir auf diesem kleinen Erdstrich fünfmal entrichten mußten, wurden mit der diesen Duobezkönigen eigenthümlichen Langsamkeit geführt. Bei einer dieser Haupt- und Staatsactionen hätte die Unklugheit eines Arabers beinahe die ganze Karawane in ein Verhängniß verwickelt. Müde, noch länger auf die Antwort des Königs zu harren, der uns offenbar am folgenden Tage noch nicht weiterziehen lassen wollte, nahm der Unglücksmanich eine Laterne und suchte Seine Majestät zu nachtschlafender Zeit auf. Sobald man ihn von ferne kommen sah, wurde ihm energisch bedeutet, sich mit seiner Laterne schleunigst zurückzuziehen, und als Strafe für diese Unverschämtheit, seine königliche Person bei Laternenlicht betrachten zu wollen, dictirte der Fürst 40 m Rattun.

P. Lombard machte den Versuch, die Gunst eines dieser Wagogo-Könige zu gewinnen und dessen königlichen Palast-Tembe zu besuchen. Er machte sich also auf den Weg nach Kuru, der königlichen Residenz; allein in der Nähe der Pforte angelangt, baten ihn der König und sein Hofstaat — wahr-

Nachtvogel, die sich nicht gerne am hellen Tag zeigen, aber stolz sind wie Hähne auf ihrem Misthaufen —, er möge seines Weges fürbaß gehen, und drohten, im Weigerungsfalle sich zurückzuziehen, den Palast zu räumen und in den Wald zu fliehen. P. Lombard dachte natürlich nicht daran, eine so hohe Persönlichkeit aus dem Hause zu verjagen, und zog sich zurück, wenig erbaut von der Liebenswürdigkeit der Bagogo.

In Ugogo ist das Klima gesund, die Luft rein und erfrischend. Der Wind bläst namentlich zur Nachtzeit oft sturmartig. Eines Nachts, während Msgr. Rivinac den festen Schlaf der Ermüdung schlief, riß ihm der Wind sein ganzes bischöfliches Palais, das aus einem Leinwandzelte bestand, über dem Kopse weg. Er merkte es erst, als er die Augen öffnete und sich unter freiem Himmel sah; statt des Leinwanddachses hatte er den Sternendom über seinem Haupte. Und welchen herrlicheren Bischofspalast könnte es geben!

Die einzelnen Stämme werden gewöhnlich durch einen ziemlich großen und sehr dichten Wald von einander getrennt, der als gegenseitige Befestigung dient. Da weiden die Heerden; da werden aber auch die Kämpfe geliefert, welche so häufig zwischen den Nachbarstämmen vorkommen; da verstecken sich endlich die Räuber im Dickicht, welche die Nachzügler der Karawanen überfallen und niedermachen. Eine arme Frau ging allein wenige Schritte vor uns, als ein Kuga-Kuga, wüthend, daß er nichts stehlen konnte, sich aus dem Gebüsch auf sie stürzte und mit einem Pfeile zu Boden streckte, ohne daß ihm dieser Mord einen Vortheil gebracht hätte. Denn das arme Wesen trug nur einen schlechten Feser auf dem Leibe. Ein Neger, der nur 200 Schritte vom Lager einen ähnlichen Pfeilschuß erhielt, war eine halbe Stunde später von den Hyänen schon zur Hälfte ausgezehrt.

Der letzte König von Ugogo, dem wir den 'Hongo' bezahlen mußten, war ein Vierziger. Wenn ihm ein Polizeibeamter einen Paß ausstellen mußte, so würde das Signalement dieses liebenswürdigsten der afrikanischen Könige, die wir trafen, etwas sonderbar ausfallen: Mund gewaltig groß; Zähne vollzählig und blendend weiß; Lippen wulstig, doch nicht unverhältnißmäßig; darauf sproßt ein kleiner krauser Schnurrbart. Die Krone des Ganzen ist eine große, breite Stülpnase. Kurz, der starkgebaute Leib wird nur durch den Kopf entstellt, der nicht recht passen will. Den Landesfittten entgegen ist dieses vierzigjährige Königskind kein Freund des Krieges. Wir fanden ihn bequem auf seine Matte hingestreckt und dem Genuße der Wasserpfeife ergeben, das sprechende Bild träger und mürrischer Bequemlichkeit, und seine Züge schienen uns sagen zu wollen: 'Ich bitte euch, laßt mich ungeschoren! Wenn ich eurer bedarf, werde ich schon selbst zu euch kommen!' Wirklich kam er, aber quantum mutatus ab illo (wie ganz verändert!) — gestern König, heute Schacherjude! Er kam freilich, uns zu besuchen, aber sein Hauptzweck war, zwei Esel gegen eine Flinte auszutauschen, die er gerne haben wollte. Da wir der beiden Thiere bedurften, so wurden wir handelseinig und der König ging zufrieden nach Hause. So endete dieser Besuch, der für manche von uns die erste Gelegenheit war, einen König von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Der Minister, seines Einflusses wegen eine ebenso angesehene Persönlichkeit wie der König selbst, wollte seinerseits einen Freundschaftsbund mit Msgr. Charbonnier schließen. Das landesübliche Mittel dazu heißt: do ut des (mit der Wurst nach dem Schinken schlagen). Er brachte also etwas Milch und Mtama (Hirsefuchen) zum Geschenke und wünschte dafür ein Beinkleid zu erhalten. Msgr. Charbonnier

freute sich ob seiner Freundschaftserklärungen und Bitten, bei ihnen eine Niederlassung zu gründen, und schenkte ihm das Verlangte. Nachdem der Neger die nothwendige Gebrauchsanweisung für dieses Kleidungsstück erhalten hatte, zog er es sofort an, erhob sich dann, betrachtete sich, hob das rechte Bein und dann das linke Bein, schritt vorsichtig einher, betastete sich, bewunderte sich und öffnete seine dicken Lippen zu einem behaglichen Lachen, wobei er Zähne zeigte, die ebenso weiß waren, wie sein Beinkleid. Stracks lief er darauf nach Hause, ließ die große Trommel schlagen und versammelte alle seine Sklaven, um von ihnen die Anmuth und Zierlichkeit bewundern zu lassen, womit er sein Beinkleid trug. Am Abende vervollständigte eine alte baumwollene Zipfelmütze die Pracht seiner Kleidung.

In unserer Karawane befanden sich manche Eingeborene aus Uganda, dem Missionsgebiete Msgr. Rivinacs, das in kurzer Zeit eine unerwartet reiche Ernte lieferte. Einer seiner Neger, der von einer tödtlichen Krankheit befallen wurde, erhielt von der Hand des Bischofs die heilige Taufe und starb in den besten Gesinnungen.

Ugogo war früher ein sehr fruchtbares und volkreiches Land, liegt jetzt aber infolge der Kriege größtentheils unangebaut und verwüstet. Wir haben unermessliche Ebenen durchzogen, welche vormals von Wohnungen bedeckt waren, während sie heute öde liegen. Einige Pfähle, die aus der Erde hervorragen, einige verkohlte Balken zeigen die Stelle, wo die Hütten früher standen. Längs des Weges zeigen viele menschlichen Gebeine, darunter von der Sonne gebleichte Schädel, die traurigen Folgen des Krieges.

Mit Freuden entrichteten wir am 24. November den letzten 'Hongo' und eilten dann mit beflügelten Schritten dem Lande der Verheißung Umyanyembe zu. Um dorthin zu gelangen, mußten wir aber noch einen Wald durchziehen, in dem man acht Halteplätze zu machen hat, und uns deshalb gut mit Lebensmitteln versehen. Wir fanden dieselben zu Mdaburu bei Munie-Mtuana, aber zu sehr hohen Preisen infolge der Theuerung im Lande. Wir mußten wie seit 40 Tagen die schlechte Hirse oder den Sorgo theurer bezahlen, als in Frankreich den besten Weizen. Während 3 Rasttagen bereiteten wir uns auf die langen Marschtage durch den Wald vor. Dieser lange Aufenthalt in einem Lande, wo Hungersnoth herrschte, wurde für einige Träger der arabischen Karawanen verberlich; es starben einige vor Ermüdung und mehr noch vor Mangel, da ihre Herren, die schmutzigen Geißhalse, ihnen nicht genug Nahrung verabreichten. Sobald einer dieser armen Menschen den letzten Athemzug gethan hatte, ließen die Führer, welche weder für Lebende noch für Tote Mitleid hatten, ihre Leichen aus dem Lager werfen, wobei sie ihnen noch die entsetzlichsten Flüche der Kiswahelisprache nachschickten. Die Sklaven, welche diesen Befehl ausführten, banden der Leiche einen Strick um den Hals und schleppten sie wie ein verendetes Thier einige Schritte vor das Lager hinaus. Mit Einbruch der Nacht kamen dann die Hyänen, von denen es im Lande wimmelt, und schleppten die Todten in das Dickicht, wo sie dieselben so gut versteckten, daß jede Nachforschung einiger Patres, welche die Todten begraben wollten, erfolglos blieb. Die Leichen lockten viele wilden Thiere herbei, welche um das Lager her lungerten. Eines Abends hatte einer unserer eigenen Träger mit seinem Bruder einen Streit und war traurig vor das Lager hinausgegangen, wo er sich hinlegte und einschlief. Eine Hyäne kam, packte seinen Kopf zwischen ihr entsetzliches Gebiß und wollte ihn nach dem Walde schleppen. Natürlich erwachte der Neger und schlug mit Händen und Füßen um sich. Die Hyäne war fast ebenso er-

schröcken, daß sie einen Lebenden statt eines Todten angefallen hatte, wie der Neger, der im Rachen einer wilden Bestie erwachte. Das Thier ließ ihn fallen und sah sich nach einer andern Beute um. Der Neger, der den Tod so Auge in Auge gesehen, lief in's Lager zurück, das Gesicht voll Blut, die eine Wange halb weggerissen, die andere von den Zähnen durchlöchert, die Lippe zerfleischt und auch die Nase stark beschädigt. Wir gaben ihm ein Heilmittel, und es steht zu hoffen, daß er wieder genesen werde. Er hat sich übrigens, freilich etwas spät, hoch und theuer verschworen, er wolle sich von keiner Hyäne mehr fassen lassen.

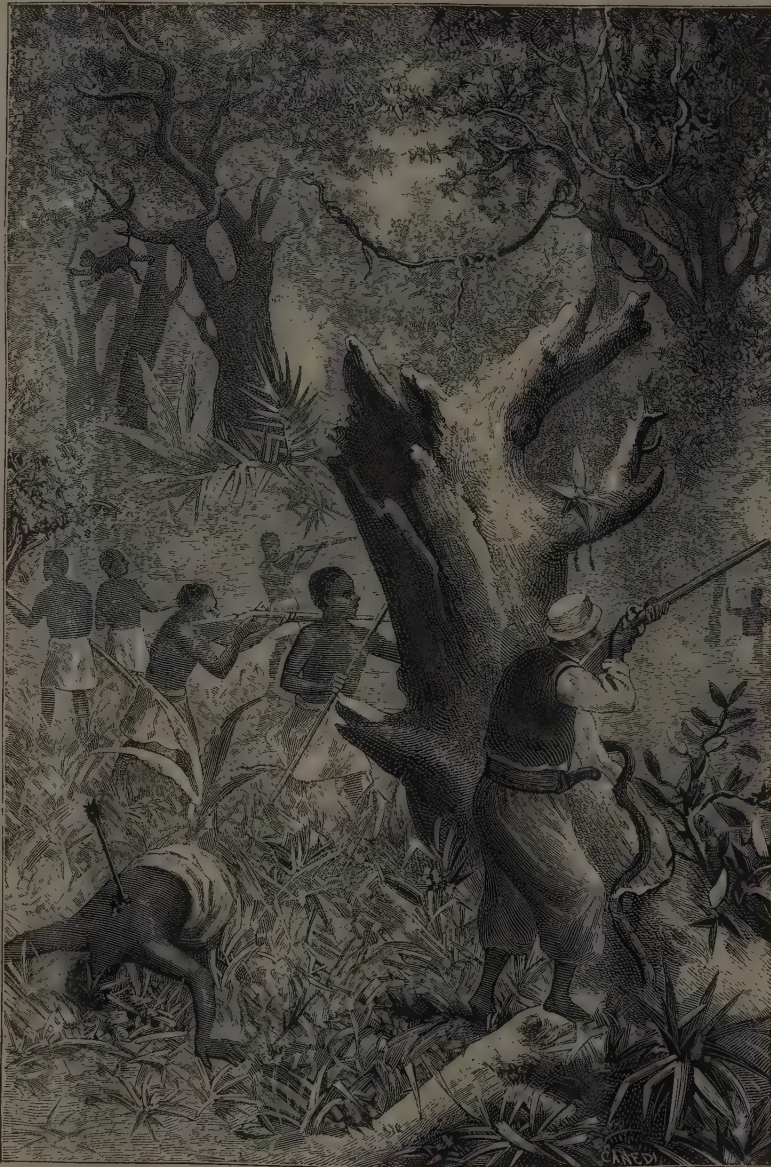
Die Regenzeit, Masika genannt, welche seit einigen Wochen begonnen hatte, erneuerte die Natur; aus dem dürren Grase sproßten frische Kräuter, und das gab der Waldbandschaft, in welche wir jetzt eintraten, ein wundervolles Ansehen. Vor uns lag eine unabsehbare Fläche wogenden Grüns, über welche sich ein Meer von Licht ergoß. Rechts und links stand eine ganze Welt von Riesenhäusern, unter denen sich baumartige Euphorbien auszeichnen. Ueber unseren Häuptern schwannte ein Netzwerk kletternder Ranken, die sich an hundertjährigen Baumstämmen wie an zuverlässigen Säulen anklammerten. Durch einen solchen Wald zogen wir jetzt, die einen an der Spitze, die andern am Schluß der Karawane. Inmitten dieser grünen Bäume war der Marsch weniger anstrengend; denn die Sonne bringt kaum durch das ununterbrochene Blätterdach, und der schwankende Schatten der Baumkronen läßt uns den qualvollen Weg durch die öden, baumlosen Ebenen vergessen, der uns so manchen Schweiß-

tropfen gekostet hatte. Mitten in diesem Walde liegt ein herrlicher See, der Tschaja-See. Fast scheint es, die Vorsehung habe ihn eigens an den Weg der Karawanen hingebettet, um den armen, durch Durst und Müdigkeit erschöpften Wanderern einen schönen Ruheplatz zu bereiten. Wir schlugen unsere Zelte auf einer kleinen Anhöhe nicht weit vom Seeufer auf, räumten

wie gewöhnlich unser Gepäck zusammen, spreiteten die Decke darüber und legten unsere müden Glieder zur Ruhe darauf nieder. Dann hob das eintönige Geplauder der Raucher an, nur unterbrochen von dem stoßweisen Niesen der Schnupfer.

Rauchen, Schnupfen und Tabakrauen sind nämlich die allgemein üblichen Genüsse der Afrikaner, nur mit dem Unterschiede, daß bei den Negern der Mann gewöhnlich prißt, das Weib dagegen raucht.

Während das Abendessen bereitet wurde, machten einige von uns, ganz entzückt von der üppigen Pflanzenwelt, die uns umringte, einen Spaziergang durch die grünen Uferwiesen. Als wir näher kamen, zogen sich die Flußpferde, welche friedlich das Gras abweideten, in ihr nasses Element zurück, um uns außer Schußweite vom See aus vorüberwandeln zu sehen. Zebras und wilde Gfel ergriffen die Flucht, während sich Giraffen am Waldsäume zeigten. Wir



Ueberfall im Walde. (Nach einer Skizze P. de Roy's.)

folgten den Pfaden, welche das Wild getreten hatte. Raubvögel flogen vor uns auf; riesige Frösche sprangen in's Wasser und flüchteten auf die Blätter blaublühender Wasserlilien, während Libellen mit glitzernden Farben über den Wellen gaukelten und sich auf den Büschen der Papyruspflanzen niederließen. Allein es konnte ebenso gut ein Krokodil hier auf Beute lauern, und

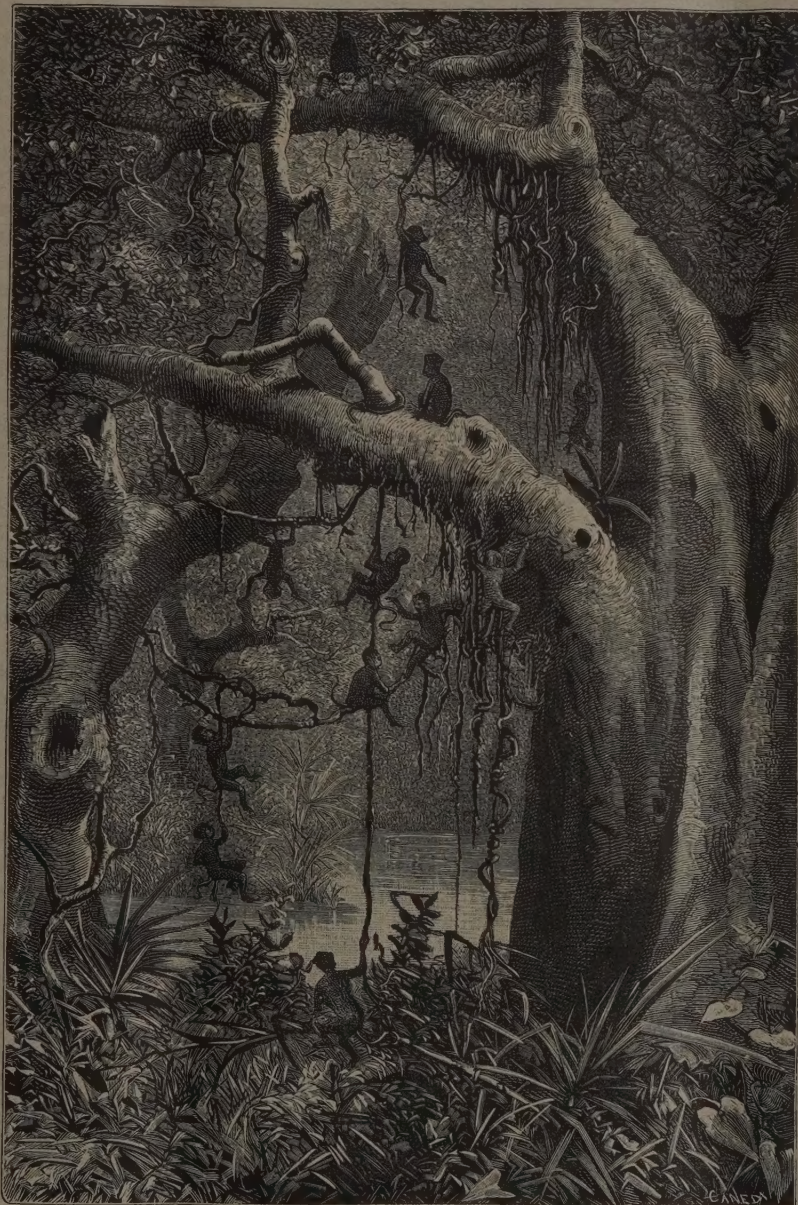
deßhalb setzten wir unserem Spaziergang ein Ziel und zogen es vor, von einer sichern Stelle aus die Schönheit dieser großartigen Tropenlandschaft zu bewundern.

Wie herrlich sind doch die Wunder der Schöpfung, und welches Glück, in ihnen die Größe des Schöpfers zu empfinden! Dem Gläubigen, vor allem dem Missionäre, redet die Schönheit der Natur eine bekannte, wenn auch geheimnißvolle Sprache. Alles erinnert ihn an den lieben Gott, für den er arbeitet, und diese Gedanken beleben auf's Neue seinen Muth, seine Liebe zu dem Dreimalheiligen, den alle Geschöpfe preisen, jedes in seiner Art und alle vereint in einem gewaltigen Einflange. Dem gegenüber berührt ein trauriger Widerspruch das Herz des Missionärs schmerzlich: der Anblick der Menschen, welche in die tiefste Unwissenheit versunken und dem schmachvollsten Götzendienste ergeben sind, der Anblick dieser armen Neger, denen wir das Evangelium predigen sollen. Bei ihnen findet man freilich wie bei allen Völkern den Keim jener Vernunftwahrheiten, welche die Grundlage des Sittengesetzes bilden; aber diese Wahrheiten sind in ihrem Herzen mit so viel widerstrebenden Irrthümern und Aberglauben vermischt, daß alle ihre Sicherheit verloren scheint. Mit

Hülfe des Evangeliums müssen wir sie wieder feststellen. Der Missionär muß Wahrheit und Lüge, Licht und Finsterniß in ihrer Brust trennen.

Auf dem Marsche der Karawane ist das beste und fruchtbarste Apostolat, wie überall, die werththätige Liebe. Wir übten sie durch die Krankenpflege und durch die Sorge, welche wir

den armen, verlassen und von ihren Herren gequälten Sklaven widmeten. Schon in einem unserer ersten Nachtlager haben wir einem mit vier Unglücksgefährten zusammengeschlossenen Neger das Leben gerettet. Der arme Mensch war voran marschirt, bis ihn die Kräfte verließen und er hilflos zusammenbrach. Der Aufseher hatte den Schlüssel nicht, um das Schloß zu öffnen,



Im ostafrikanischen Urwalde. (Nach einer Skizze P. de Roy's.)

das den Todtmüden an die den vier Sklaven gemeinsame Kette befestigte. Er schlug also auf den Neger los, um ihn aufzujagen, und fuhr mit den Schlägen fort, obgleich derselbe sich nicht erheben konnte. Mitschleppen konnte er ihn nicht, und das Schloß zu zerbrechen, wagte er nicht aus Furcht vor seinem Herrn. Es blieb nur ein Mittel übrig, dem Unglücklichen, der doch seine Last nicht mehr tragen konnte, den Kopf abzuschneiden. Schon wollte er diesen Entschluß ausführen, als ein Vater sich zwischen den Hentler und sein Opfer warf und das Verbrechen verhinderte, indem er auf eigene Verantwortung das Schloß zertrümmern ließ. Ein christlicher Neger zersprengte mit einem Athieße die Kette, und der arme Sklave hatte kaum noch die Kraft, seinem Retter einen dankbaren Blick zuwerfen.

Am 12. December waren unsere Träger, ganz glücklich, am Ende der Reise zu sein, und

noch glücklicher, ihre Bürde ablegen zu können, lange vor Tagesanbruch marschbereit. Der Name Ripalapala war auf allen Lippen. Bald war es sichtbar, und die katholische Mission, welche, von den anderen Wohnungen getrennt, die Spitze eines kleinen Hügels krönt, zog aller Blicke auf sich. Am Mittag erreichten wir dieselbe und trafen alle Mitbrüder bei guter Ge-

sundheit; die ganze Christengemeinde war versammelt, darunter 100 unruhige Negerkinder, alle voll Freude über die Ankunft der neuen Patres, namentlich aber über den Segen der ersten Bischöfe von Aequatorial-Afrika. Der Jubel war groß auf beiden Seiten; die Missionäre von Ripalapala vergossen Freudenthränen beim Wiedersehen ihres theuren Vaters, der als Bischof in die Mission zurückkehrte, und auch wir konnten uns der Thränen nicht erwehren, da wir unsere Mitbrüder nach so langer Trennung wiederfanden, freilich gealtert unter der Sonne des Aequators. Die Freude, die aller Herzen erfüllte, fand ihren passendsten Ausdruck am Fuße der Altäre, in Gegenwart unseres göttlichen Herrn und Meisters; so zogen wir alle in die Kapelle, und das Te Deum erklang mit seinem Jubel des Glaubens und der Frömmigkeit, den keine Feder schildern kann."

Nordamerika.

Indianermission in Dakota. Wiederholt theilten wir Briefe der Schwestern mit, welche die Mädchenschule der neugegründeten Station in Rosebud-Agency übernommen haben. Bevor wir abermals einen dieser interessanten Briefe unsern Lesern vorlegen, wollen wir jedoch aus einem Schreiben des P. Emil Perrig S. J., des Obern dieser Mission, einige Notizen über die Gründung und Lage derselben mittheilen. Derselbe schreibt den 25. October 1886 an einen Mitbruder:

"Unsere Indianer gehören zum Stamme der Sioux. Schon als dieselben noch am Missouri-Flusse wohnten, war eine Mission unter ihnen gegründet. Als sie dann von der Regierung aus ihrem frühern Wohnsitze in die gegenwärtige Reservation überführt wurden, wollte man ihnen einen protestantischen Missionär aufbringen; allein Spotted Tail („der gefleckte Schweif"), der Häuptling dieser Indianer, wehrte sich dagegen und verlangte einen „Schwarzroth". Sein Wunsch wurde gewährt, und ein Herr Frederik war der erste Missionär der sogen. Brulé-Indianer in der Rosebud-Reservation. Die Reservation hat eine Breite von 40 und eine Länge von 80 englischen Meilen. Im Süden grenzt sie an den Staat Nebraska, im Westen an die Pine-Ridge-Reservation, im Norden an den großen White-River und die Cheyenne-Reservation und im Osten an die untere Brulé-Reservation. Der apostolische Vikar von Dakota, der hochwürdige Herr Martin Marty, übertrug diese Mission den deutschen Jesuiten, und P. Juk übernahm dieselbe am 1. Januar 1886.

Eine reiche, wohlthätige Dame ließ ein Schulhaus erbauen, welches 100 Kinder beherbergen sollte; es stellte sich aber heraus, daß dasselbe für so viele lange nicht geräumig genug ist. Die Lage des Hauses ist zwar schön, hat aber ihre Nachteile: man mußte das Wasser 5 englische Meilen weit holen. Wir mußten also zunächst einen Brunnen graben und kamen erst in einer Tiefe von 195 Fuß auf Wasser, das mit Hilfe eines Winbrades emporgepumpt wird.

Am 25. März traf ich mit Bruder Nunnlist und drei Franziskanerinnen aus Heibhuzen ein. Am 6. August bekam ich neue Hülfe; P. Florian Dignan, die beiden Brüder Graf und Pantan und drei neue Schwestern trafen ein. Wenige Tage später kamen auch noch die Brüder Surich und Ständer. Jetzt konnten wir unsere Gebäude erweitern und am 15. September die Schule eröffnen. Etwa 60 Kinder waren angemeldet, seitdem ist ihre Zahl auf 78 gestiegen, d. h. so hoch, als wir nach unsern gegenwärtigen Verhältnissen gehen können. Im Ganzen hat man mit den kleinen Wilden weniger Verdruß, als mit manchen weißen Kindern; ihre Hauptunarten sind

Trägheit, Lügenhaftigkeit und ein Heißhunger, der sie veranlaßt, alles Eßbare, was sie erreichen können, ohne jedes Gewissensbedenken zu beschlagnahmen. Der gute Bruder Gärtner weiß davon zu erzählen. Trotz aller Wachsamkeit wurden ihm manche Rüben, Gurken und Kürbisse wegstibigt. Manchmal machten sie es also: sie stellten sich, als spielten sie „Fange mich!" rannten über die Melonen und zertraten die schönsten; dann kamen sie mit unschuldiger Miene und baten den Bruder, er möge sie die Stücke essen lassen, damit sie nicht umsonst verfaulen. Die Knaben haben auch einen starken Hang zum Davonlaufen: nicht, als ob es ihnen bei uns nicht gefiele, sondern weil sie das Herumstreichen lieben. Am gefährlichsten für das Fortlaufen sind die sogen. Beef-days (Fleisch-Tage), die Tage, an denen die Indianer ihre 14tägigen Fleischrationen erhalten. Die Indianer werden nämlich dafür, daß man ihnen Grund und Boden wegnahm und sie in Reservationen zusammenpferchte, auf Regierungskosten unterhalten und bekommen alle 14 Tage (oder sollen wenigstens bekommen) ihre Rationen Fleisch, Mehl, Kaffee, Zucker, Bohnen, Salz u. s. w. Solche Beef-days sind nun natürlich große Festtage. Da ziehen die Indianer in ihrem ganzen Staat, Gesicht und Hände roth, gelb und grün bemalt, zur Agentur. Dann geht es an's Schmausen, und wenn die Trommeln und Pfeifen vom Dorfe herüber verkünden, daß es Fleischtag ist und daß man dort prast, tanzt und singt, kommt unsern Kindern das Gelüste, mitzumachen. Es ist kaum glaublich, was die Indianer an solchen Tagen leisten können; oft sind sie in drei Tagen mit Allem fertig; ganz gewöhnlich aber haben sie die letzten 4 oder 5 Tage vor dem Beef-day nichts mehr zu essen.

Sonst sind unsere Indianer ein harmloses, freundliches Völkchen und halten große Stücke auf die „Schwarzröcke". Unter den Erwachsenen können wir das Missionswerk erst später, bei besserer Kenntniß ihrer Sprache beginnen. Bis jetzt haben wir 14 Kinder und 8 Erwachsene in Todesgefahr getauft."

Wir lassen nunmehr den Brief der Schwester folgen, welcher noch manche interessante Einzelheiten enthält:

"Da Sie sich zu unserer Freude so sehr für unsere lieben Dakotas interessieren, will ich es versuchen, etwas von unseren Erlebnissen zu erzählen. Seit einer Woche haben wir Ferien, nachdem wir von Mitte Juni an begonnen, Kinder aufzunehmen und zu unterrichten. Die kleinen Rothhäute wurden bei ihrer Ankunft sogleich in ein besonderes Zimmerchen genommen, wo sie einer gründlichen Waschung und Säuberung unterworfen wurden. Weil sie kein Wasser in ihren Lagern haben und dasselbe meilenweit holen müssen, sind sie durchschnittlich einer solchen Kur sehr bedürftig. Alsdann wurden sie von Kopf bis zu Fuß nagelneu gekleidet, worauf sie wie ganz andere Kinder aussahen. Den Knaben wurden auch die Böpfe und die langen Haare abgeschnitten, was ihnen ganz recht war. Die Mädchen, welche meistens ohne alle Zierathen kamen, hatten außer dem gewöhnlichen Umschlagtuch weiter gar nichts an, als einen Calico-Fetzen mit ein paar armseligen Ärmeln und mit einem Strick um die Taille festgehalten. Vor den Ferien hatten wir zusammen 40 Kinder, Knaben und Mädchen. Für den neuen Schulanfang sind noch viele dazu angemeldet. Ist das für den Anfang nicht eine schöne Zahl, und ist es nicht ein sehr erhabenes, göttliches Werk, diese armen Geschöpfe, die mit Ausnahme von vier bis fünf, welche die heilige Taufe schon empfangen, lauter ächte wilde Heiden sind, den lieben Gott kennen und lieben zu lehren? Hätten wir doch den Seeleneifer und

die Liebe eines hl. Franz Xaver, um recht nachhaltigen Eindruck auf diese gutmüthigen Kinderherzen zu machen!

Wenn es auch nicht an Schwierigkeiten fehlte, so haben wir doch in der kurzen Zeit überwiegend Trost und Freude an unsern wilden Böglingen erlebt, und mit einem wahren Heimweh nach ihnen sehen wir dem neuen Schulanfange entgegen. Hoffentlich bringt er uns einen Zuwachs von Hülfsstruppen, welche die liebe Mutter Cäcilia uns versprochen hat. Es ist ganz rührend zu sehen, wie die großen 17—18 Jahre alten Knaben, ohne ein Auge abzuwenden, das heilige Kreuzzeichen zu lernen bemüht sind, wenn man es ihnen vormacht, und wie sie Wort für Wort in derselben Weise das 'Vater unser' und 'Gegrüßet seist du Maria' nachsprechen. Mit Rosenkränzen, je länger desto besser, die auch die größten stets um den Hals tragen, mit Medaillen an recht bunten Bändern, mit Ringen, Perlen macht man sie ganz glücklich. Die meisten haben keine Augenbrauen, weil sie sich dieselben mit besonderen Zangen, welche sie an ihren Haarzöpfen tragen, abwickeln. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß wir, weil nur zu dreien, förmlich mit Arbeit überladen waren. Für 40 Kinder zu kochen, zu baden, zu waschen, die Mädchen Tag und Nacht zu beaufsichtigen, das ganze Hauswesen zu besorgen u. s. w., ist gerade keine Kleinigkeit. Von den Kindern haben wir vorläufig sehr wenig Hülfe, da ihnen die Arbeit eine harte Nuß ist, und sie sehr gut wissen, daß man vom Müßiggang keine milden Glieder bekommt. Dabei herrschte eine Zeitlang eine so greuliche Hitze, daß das Thermometer 42—43° C. im Schatten zeigte. Es wehte über die trockene Prairie ein glühend heißer Südwind, der einem die Wüste Aegyptens in Erinnerung brachte. Um das Ganze noch etwas veredelmäßiger zu machen, waren wir von Wassermangel heimgefußt. Die hochw. Patres und Brüder hatten eine endlos mühsame Arbeit mit dem 195 Fuß tiefen Brunnen. Wegen der ungeheuren Tiefe des Brunnens wollte die Herausbeförderung mittelst eines Winbrades nicht recht gelingen. Hoffentlich hilft die liebe Mutter Gottes von Lourdes, die wir in dieser Angelegenheit angerufen haben. Gott sei Dank, seit einigen Tagen ist Alles in Ordnung, und es kommt sehr schönes, kaltes Quellwasser, vom Winde gepumpt, aus der Tiefe.

Trotz der genannten und noch anderer Mühseligkeiten eines wirklichen Missionslebens sind wir alle drei sehr glücklich und vergnügt, ja glücklicher als wir es je in unserm Leben waren, in dem lebendigen Glauben, daß dieß der Platz ist, wo der liebe Gott uns haben will, und wohin er selbst durch den heiligen Gehorsam uns rief. Seine Liebe weiß vortrefflich alle irdischen Annehmlichkeiten durch höhere Güter zu ersetzen, und den heiligen Willen Gottes ausgenommen, möchten wir nicht um Alles in der Welt dieses uns so theuer gewordene Missionsfeld verlassen. Die hochw. Herren Missionäre thun alles Mögliche, um uns die Arbeit zu erleichtern. Sie selbst verrichten von früh Morgens bis spät Abends die schwersten Arbeiten, um Alles zum Zwecke der Mission möglichst gut einzurichten.

Um nun wieder auf unsere lieben Landsleute zurückzukommen, so gewinnt man am meisten ihr Vertrauen dadurch, daß man ihnen in ihren Krankheiten Medicin oder Salben verabreicht. Ich glaube ohne Uebertreibung sagen zu dürfen, daß wir schon mehr als 50 kranke Dakotas mit Pillen und Salben versehen haben. Es vergehen kaum mehr als zwei bis drei Tage, wo nicht ein zwei- oder vierspänniges Fuhrwerk mit Leidenden kommt, die kranke Augen oder Geschwüre haben, oder mit Eltern,

welche kranke Kinder bringen. Die Geschwüre sind wegen der großen Unreinlichkeit bei den Wilden sehr häufig. Der liebe Gott scheint unsere Mittel zu segnen, gewöhnlich kommen die Indianer nach einiger Zeit wieder und sagen: *lila wasto posuta*, 'sehr gute Medicin'. Vor einigen Wochen kam ein ächter Epistopale, Indianer, der mich zuerst ein wenig mißtrauisch betrachtete. Dann zeigte er sein Bein. Er war in eine Scheere gefallen und hatte unter dem Knie eine tiefe, brandige Wunde, so daß er vor Schmerz nur hinken konnte. Nachdem die Wunde etwas eingerieben und ein Verband angelegt worden, brachte ich ihm einige Pillen zum Einnehmen, welche ihm sonderbar vorzukommen mußten. Er betrachtete bald die Pillen, bald meine Wenigkeit mit einem zerkleinernden, fragenden Blicke, ob diese Körnchen wohl wirklich gut wären. Als ich ihm dann ganz ernst bedeutete: *Yuta wasto*, 'zum Essen — sind gut' — nahm er sie. Nach einigen Tagen kehrte er zurück, um den Verband erneuern zu lassen, und konnte schon besser gehen. Beim Abschied bat er um *posuta*, 'Medicin zum Essen' mit dem Bemerkten: *lila wasto*. Am verfloffenen Sonntag war er wieder da; sein Bein ist jetzt ganz gesund. Dießmal hatte er sein kleines Töchterchen mitgebracht, das er später zu uns in die Schule schicken will. Er blieb auch in der heiligen Messe und kniete fast die ganze Zeit. Oft kommen Boten selbst aus dem Dorf der Heiden, die um eine Schwester zum Krankenbesuche bitten. Einer der hochw. Missionäre fährt dann auch hin, und oft gibt es hier Gelegenheit, Sterbenden die heilige Taufe zu erteilen. Bei solchen Besuchen sieht man den Schmutz, die Unordnung und Trägheit dieser Heidenvölker in nächster Nähe, für eine civilisirte Welt geradezu fabelhaft. Ihre Wohnungen sind genau so, wie dieselben auf den Bildern dargestellt werden. Man hat Mühe, auf Händen und Füßen durch die 2—3 Fuß große Oeffnung am Boden hineinzukommen. Ein Tisch oder ein Bett sind in diesem Theile von Gottes Erdboden gewöhnlich überflüssige Luxusartikel. Gemeinlich ist auf dem kalten, nackten Boden eine dünne Decke ausgebreitet, worauf die Kranken in ihren Kleidern halb sitzend, halb knieend gebettet sind. In der Nähe vieler dieser 'Tipis' (Zelte) sieht man eine Schweißbad-Einrichtung. In halber Manneshöhe sind eine Menge kreuz und quer übereinander gebogene Verten an beiden Enden in den Boden gesteckt. Das Ganze steht einer großen runden Hundshütte nicht unähnlich. An einer Seite liegt im Innern der Anstalt ein Haufen Steine. Die nächste Vorbereitung zum Bade besteht darin, daß die Steine bis zum Glühen erwärmt werden, worauf man über die Reifen eine Decke spannt. Der oder die Kranke muß nun sehen, wie sie neben den Steinen am besten Platz findet, ohne zu verbrennen. Alsdann wird unablässig Wasser auf die glühenden Steine gegossen. Durch die Kraft des entstehenden heftigen Dampfes werden dann ihre Krankheiten ausgetrieben. Nicht selten nehmen sie ihre Zuflucht auch zu abergläubischen Mitteln. — Die Art und Weise, wie die Wilden das Fleisch räuchern, ist ebenfalls sehr interessant. Da sie letzteres alle 14 Tage von der Agentur geliefert bekommen, und sie nicht alles gleich verzehren können und weder Keller, noch sonstige Fleischkammern haben, schneiden sie den Vorrath in lauter dünne Lappen, welche sie auf alten Latten an der Sonne wie Kleider zum Trocknen aufhängen. Bei unserem letzten Besuche im 'Coarso voico camp' (Lager der rauhen Stimme) sahen wir in der Nähe eines jeden Zeltes eine Latte voll solcher kohl-schwarzer, vertrockneter großer Fleischlappen hängen."

Für Missionszwecke.

	Mark.		Mark.		Mark.
Für die dürftigsten Missionen:		Von Reginald in Laspey	100.—	„Sohn: „Zur Ehre des göttl. Herzens Jesu“	10.—
Von Andr. Haller, Coop. in Landshut	300.—	Durch die Bisthumspflege Rottenburg	77.—	Von M. Beiser in Ludwig	3.—
„Aug. Götzel in Aachen	100.—	„Geistl. Rath Waldmann in Drisingen	16.—	„Geistl. Einsiedler in Sündling	10.—
„Pfr. Schöbel in Neufra	50.—	Für nothleidende Missionspriester zur		„der Pfarrei Honbingen	10.—
Durch die „Freie Stimme“ in Radolfzell	29.80	Verfolgung von hl. Messen:		„Rev. J. S.	3.20
„Doctes omnes gentes“	16.16	Von J. A. B.	4.20	„H. Deutermann in Gienos, Minn.	41.—
Durch P. Th. Natusch in Roentgen	10.—	Durch Kaplan Mihan in Glas	22.—	Durch Pfr. Meische in Peterswald	14.50
Nobles juvenes	21.09	Von Pfr. Wichele in Al-Weller	11.—	Für den Bonifacius-Verein:	
Von Joh. Smits, Kapl. in Gorazdowitz, Böhmen	10.52	„Pfr. Schilling in Altmannshausen	40.—	Aus Freiburg	6.80
„Paul Richter sen. in Dohndinden	10.—	„Mehrere Bekehrungen“	50.—	„der Pfarrei Hettlingen	82.29
„Pfr. Aug. in Mümbels, Jubil.-Almosen	50.—	Von Vikar Frauenhofer in B.	50.—	Von Pfr. Kupberger in Oberzell	13.70
Aus Mümbels	45.93	Durch die Bisthumspflege in Rottenburg	10.—	„G. Gunder, Pfarrer in Mellichshab.	21.—
Jubil.-Almosen-Offer aus Freiburg von G. B.	10.—	„Pfr. Simon in Neufang	120.—	„einer gewissen Person aus Rott	5.—
Von Pfr. Freundt in Deutsch-Beide	30.—	Für die nothleidenden Priester in Si-		Kaplan Mihan in Glas	32.40
„J. R. in Gmnen, Kapl. Eugen	160.60	birien:		„Anton Gault, Kapl. in Gurschdorf	31.46
Durch G. Wile, Pfr. in Torgau	20.—	Von Th. A. Meine	5.—	„Pfr. Galt in Frauenzell	10.—
Von Alexius von Rubint, Deutsch-Poll	4.94	„M.	55.—	Vom Salzachthal	28.—
„St. Et. in Bergm.	1.20	Aus Neufang	5.—	„Sohn: „Zur Ehre des göttl. Herzens Jesu“	10.—
„Franz Falt in St. Souts, Mo.	4.10	Von einem Priester aus Tirol für seine Con-		Von Reginald in Laspey	100.—
Aus der Pfarrei Hettlingen	26.50	fratres in Sibirien	8.05	Durch Geistl. Rath Waldmann in Drisingen	45.—
Jubil.-Almosen aus der Pfarrei Gernsbach	50.—	„Pfr. Schilling in Altmannshausen	16.10	Von der Pfarrei Honbingen	10.—
Von Pfr. Galt in Frauenzell	18.—	Für die Missionen in Afrika:		Durch das Jesuiten-Colleg. Freiberg	3.22
Durch Fr. A. Bauer in Metas	8.—	Aus Gmünd	19.—	Für den Franziskus-Zabertus-Verein:	
Von Familie B. in Sackheim	12.—	Von D. Habertorn, Pfr. in Zell a. S.	3.—	Von Ungenannt	5.—
Jubil.-Almosen: O. A. M. D. G.	2.—	Von A. Kenglingen	1.—	„der T. M. B.	160.—
Von Epiphanius Kasser in Dorfbach	2.—	Von Pfr. Frant in Gumbheim	5.—	„der Pfarrei Honbingen	20.—
„Pfr. Dr. Schmidt in Müstathale	40.20	„In honorem St. Cordis Jesu“ Darmstadt	20.—	Durch das Jesuiten-Colleg. Freiberg	3.20
„Beneficiat Schlicht in Steinach	10.—	Jubil.-Gabe aus der Pfarrei Niederbühl	30.—	Für die Joteph-Mission in Paris:	
„Kaplan Sehernegg in St. Florian	1.60	Durch Fr. A. Bauer in Metas	8.—	Durch Domprediger Steigenberger in Augsburg	100.—
„Serr, erbarne dich der armen Seelen“	3.—	„den „Sabboten d. göttl. Herzens Jesu“		Von Pfr. Dr. Schmidt in Müstathale	40.20
Jubil.-Offer aus Genschingen, durch Pfr. Weg	50.—	in Innsbruck	21.93	Für Verkauf und Unterhalt von Seiden-	
Durch Dr. Joh. Bonn, Bombert in Grog	43.30	„Sohn: „Zur Ehre des göttl. Herzens Jesu“	10.—	findern:	
Von der Pfarrei Graben in Grog	16.10	Von St. A. B. S.	5.—	Von Ungenannt	25.—
„Jul. Keresztesch in Budapest	9.33	Durch Kaplan J. Wahl in Rildesheim	50.—	Durch Kaplan Mihan in Glas	21.—
„B. Grillovich, Hauptmann in Budapest	8.63	Von P. Plac. Auracher in Schäftlarn	50.—	„Fr. A. Bauer Metas	42.—
„Mih. Bogor, Pfr. in Bacs-Bibbar	— 94	Jubil.-Offer aus Genschingen, durch Pfr. Weg	58.—	Von Beneficiat Mihaner in Wensberg	21.—
„der Pfarrei Knoch in Steiermark	11.86	Von Reginald in Laspey	100.—	„Vikar Frant in Kapellen-Gilberath	25.—
„Ungenannt	— 38	Durch die Bisthumspflege Rottenburg	40.50	Durch den „Sabboten d. göttl. Herzens Jesu“	
„Kaplan Kerpas in Bälauberg	3.38	Von Maxent Kumberg	4.03	in Innsbruck	207.66
„P. Richter in Gensching, Ill.	8.20	Von Georg	1.61	Von Max Emanuel, Kaiser und Maria	12.—
„J. Seb in St. Henry, D.	8.20	Durch Geistl. Rath Waldmann in Drisingen	8.—	„Rektor Brubers in Witten	21.—
„Fr. R. in Trier	10.—	Für das neue Bisthum Poona:		„Ant. Willebach in Luzern	20.80
Jubil.-Almosen von drei Mitgliedern des		Von Fr. D.	50.—	„Grafen. R.	—
katholischen Gesellenvereins Freiburg	5.—	Für die Jesuiten-Mission am Sambesi		„Ralsburg	102.48
Von Pfr. Straub in Oberstadion	20.—	(Südafrika):		Durch Kaplan Kümle in Ostait	30.—
„Al. Pfirsinger, Coop. in Schlading	16.—	„In honorem beatissimae virg. Mariae sine		Von Baroness Gledet in Grog	20.32
Für die Missionen in China, Tongking		labre orig. conceptae“	10.—	„Th. D. in Sackheim	40.—
und Japan:		Jubil.-Almosen-Offer aus Schmiedgen	30.—	„Rev. B. Sacher in Fountain-Gim, Wis.	4.10
Von J. B. J. J.	100.—	Aus Feldbach	3.22	„Dr. Schindler in Sackbach	21.05
Aus Magen durch Dechant Stadlmair Jubil.-		Jubil.-Almosen aus Gerichtshofen	40.45	„A. Maier, Repetitor in St. Peter	20.—
Almosen	223.—	Von J. B. in Jerlobn	160.60	Jubil.-Gabe von J. in München	5.—
Von J. R. Wallfahrtpriester in B.	5.—	Aus Dornbirn	10.—	Von Epiphanius Kasser in Dorfbach	10.—
„Zu Ehren des göttl. Kindes“	20.—	Von Beneficiat Mihaner in Wensberg	13.—	„einer Mädchule“	14.—
Von M. Dahm, Pastor in Dettingen	17.—	„In honorem B. M. V.“	14.—	P. Krensch in Wazepha, Minn.	5.10
„J. M. in Hüfenelebrud	20.—	Jubil.-Offer aus Genschingen, durch Pfr. Weg	30.—	Durch Pfr. Meische in Peterswald	40.12
„G. M. in Augsburg	20.—	Von Ungenannt	15.—	Durch das Jesuiten-Colleg. Freiberg	28.58
„Pfr. Schöwinger in Etadelhofen	10.—	„Ungenannt	1000.—	„S. Domke in Waderlach	300.—
Jubil.-Almosen der Pfarrei Steinach bei		Durch Dechant Stadlmair in Magen	30.—	Für Verkauf und Unterhalt von Neger-	
Killingen	13.—	Für die Missionen in Nordamerika:		findern:	
Jubil.-Almosen-Offer der Pfarrei Heimerfisch	134.—	Von J. Sch. in Aachen	5.—	Von J. B. in Ten Mile, Ky.	12.30
Von G. Gerold, Stifskaplan in Mähaffenburg	26.—	„Ungenannt	5.—	„Pfr. Tiges in Olpe	63.80
„Pfr. Schreiber in Gerdorf	50.—	„St. A. B. S.	100.—	„J. Frant, Vikar in Kapellen-Gilberath	25.—
„J. U. Bürger, Pfr. in Kewiller	40.—	„Reginald in Laspey	1.61	„Ungenannt in W..... a. d. J.	200.—
Jubil.-Almosen aus der Pfarrei Feldbach	80.73	„Jul. Keresztesch in Budapest	9.53	Durch Pfr. Meische in Peterswald	40.92
Von G. Zimmermann Woe. in Sautville, Wis.	4.10	„R. S.		Pro Papa:	
„J. B. in Jerlobn	25.—	Für die Mission in Marienfeld, Texas		Jubil.-Almosen aus Gerichtshofen	8.31
„Pfr. Wichele in Al-Weller	9.—	(Nordamerika):		Durch das Missionshaus in Stehl	16.67
Von M. R. in Drilling	11.89	Von J. Sch. in Aachen	5.—	Aus der Pfarrei Hettlingen	52.50
Durch Fr. A. Bauer in Metas	5.—	„Mehreren aus Rottenburg	6.—	Von Dr. Dreher in Sigmaringen	20.—
Von Vikar Frant in Kapellen-Gilberath	25.—	„Pfr. Schilling in Altmannshausen	16.10	„Dr. Wifel in Baden-Baden	10.—
Durch den „Sabboten des göttl. Herzens Jesu“		Für die Missionen in Australien:		Aus Metas	1.05
in Innsbruck	19.32	Jubil.-Almosen von der Pfarrei Feldbach	80.72	Von M. R. in Genua	11.38
„Sohn: „Zur Ehre des göttl. Herzens Jesu“	10.—	Von Reginald in Laspey	35.25	Durch Geistl. Rath Waldmann in Drisingen	60.—
„N. D. de Lourdes, priez pour nous“	5.—	Für die Nothleidenden Missionen:		„Pfr. Bogt in Honbingen	10.—
Von L. Steuert in Algenau	7.50	Von J. Sch. in Aachen	5.—	Für verchiedene Zwecke:	
„Epiphanius Kasser in Dorfbach	10.—	„Pfr. Frant in Gumbheim	5.—	Von Kaplan Mihan in Glas	2.—
„D. St. in U.	10.—	„J. B. in Jerlobn	25.—	Durch Domprediger Steigenberger in Augsburg	20.—
„M. Geistl. in Ludwig	10.—	Durch Kaplan Korinjer in Lettmang	21.25	„Fr. A. Bauer in Metas	4.—
Durch die Bisthumspflege Rottenburg	185.20	Von Robert Seibler in Toledo, D.		„den „Sabboten d. göttl. Herzens Jesu“	
Von M. B. Pfr. in R.	4.03	Für Schweden	880.—	in Innsbruck	1.70
„Pfr. Bogt in Honbingen	20.—	„Dänemark“	880.—	Von G. S. S.	3.—
„B. Fuchs in Bergam, Minn.	61.50	„Norwegen“	1245.—	„Fr. S. in Freiburg	1.50
„Pfr. Meische in Peterswald	6.44	Jubil.-Almosen aus der Pfarrei Gernsbach	50.—	„St. A. B. S.	5.—
„Opfer von einem Ungenannten“	100.—	„Sohn: „Zur Ehre des göttl. Herzens Jesu“	5.—	„J. Steuert in Algenau	7.50
Jubil.-Gabe von Ungenannt aus Wita	26.44	Von Pfr. Stein in Elgen	25.—	„Zu Ehren des göttl. Jesuskindes“	6.—
Durch das Jesuiten-Colleg. Freiberg	8.01	Durch die Bisthumspflege Rottenburg	49.40	Von Pfr. Stein in Elgen (Sperfeld)	50.—
Jubil.-Almosen der Pfarrei Schlading	29.94	„das Jesuiten-Colleg. Freiberg	16.10	„Gott vermehre es“ (Smyrna)	20.—
Für die orientalischen Missionen:		Für den Missions-Verein:		Von Schierstadt	3.—
Von J. R. Wallfahrtpriester in B.	5.—	Von Kaplan Mihan in Glas	11.—	Durch die Bisthumspflege Rottenburg	183.—
„B. Wt. Lehrer in Niederleinfach	10.—	Vom Salzachthal	27.—	„Geistl. Rath Waldmann in Drisingen	56.—
Jubil.-Almosen der Pfarrei Bergschnefeld	50.—	Durch Geistl. Rath Waldmann in Drisingen	60.—	Von Pfr. Bogt in Honbingen	10.—
Von Pfr. Frant in Gumbheim	5.—	„das Jesuiten-Colleg. Freiberg	11.20	Aus U. b. F. Millies multiploietur	30.—
„P. Anselm Zimmer O. S. B. in Schäftlarn	16.50	Für den St. Heits-Jesu-Verein:		Von Pfr. Meische in Peterswald	8.99
„Coop. Pointner in Hüfenelebrud	5.—	Donneur	10.—	Jubil.-Almosen-Offer der Pfarrei Heberlingen	33.54
„St. A. B. S.	5.—	Von Pfr. Galt in Frauenzell	26.—	Von Maxent Kumberg in Würgeln	100.—
„Freitrau von Gay in Köln	20.—	Durch den „Sabboten des göttl. Herzens Jesu“		„Pfr. in Derscheffen	40.—
„Epiphanius Kasser in Dorfbach	10.—	in Innsbruck	7.44		

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von J. J. Sutter, Zellhauer der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). — Redaktionschluss und Ausgabe: 15. Februar 1887.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.